

MEININGSEN

BEI SOEST

VON JOSEF WEDDING

1950

DAS ÄLTESTE DORF AN DER HAAR MIT DER ÄLTESTEN KIRCHE DER SOESTER BÖRDE



Der Verfasser Josef Wedding

Einleitung

In diesem kleinen Buche über Meiningsen, Soest und Umgegend ist ein Teil der Ereignisse aufgezeichnet, die sich im Laufe der Jahrhunderte, von der Hermannsschlacht im Jahre 9 nach Christi bis in die Neuzeit, abgespielt haben.

Wenn behauptet wird, daß Meiningsen eine wildbewegte Vergangenheit hat und dieses alte kleine Dorf in grauer Vorzeit eine überragende Bedeutung hatte, dann soll dieses in Nachstehendem bewiesen werden. Sie finden auch eine ganze Menge davon in diesem Büchlein, was sich in alten Zeiten in Deutschland wie im gesamten Abendlande getan hat.

Es wird vielfach gesagt, daß die alten Völker sehr wenig von einander gewußt und gar keine Verbindung miteinander gehabt hätten. Dies trifft nicht zu. Ohne einen guten Nachrichtendienst wäre es Hermann, dem Befreier Deutschlands, nicht möglich gewesen, in dem dünn besiedelten Germanien ein Heer zusammen zu bekommen, das den damaligen römischen Legionen an Zahl überlegen war. Meiningsen und Soest gehörten viele Jahrhunderte zum Land der Engern unter Heinrich dem Löwen. Als Friedrich Barbarossa um das Jahr 1170 gegen Heinrich den Löwen zu Felde zog, waren auf beiden Seiten Truppen aus ganz Europa zur Stelle. Mit Heinrich dem Löwen kämpften Truppen aus Dänemark, Brandenburg, Ostpreußen und England, während beim Kaiser Barbarossa Soldaten aus Ungarn, Burgund, der Lombardei, von jenseits der Alpen und aus Elsaß-Lothringen vereint waren. Von dem Herannahen dieser Streitkräfte, wodurch auch Soest und Meiningsen bedroht waren, wußte man hier frühzeitig. Die Lebensgewohnheiten der Völker waren gut bekannt und fast überall gleich, ob sie nun an der Wolga, an der Donau, am Ebro in Spanien, an der Rhone oder am Rhein wohnten. Ackerbau, Viehzucht und Jagd lieferten den Lebensunterhalt. Wolle, Leinen und Leder bildeten die Bekleidung. Alle Ermittlungen deuten darauf hin, daß Meiningsen oder Meiningshusen früher ein Außenfort, ein vorgeschobenes, befestigtes Bollwerk von Soest war. In dem damaligen Meiningshusen war eine Wache mit einem Posten auf dem Kirchturm. Wenn von diesem Bollwerk Meiningsen auch nicht viel geschrieben steht, so muß bedacht werden, daß solche Außenwerke von Städten oder Burgen geheim bleiben sollten. Diese Außenwerke waren in vielen Fällen durch unterirdische Gänge mit der Hauptbefestigung verbunden. Bei den Burgen an Rhein und Ruhr ist diese unterirdische Verbindung häufig anzutreffen. Der Wächter auf dem damals viel höheren Turm der Kirche zu Meiningsen hatte einen weiten Blick ins Land; dadurch konnte er eine Gefahr rechtzeitig erkennen und die Stadt frühzeitig warnen.

Die Ureinwohner der Soester Börde waren, die alten Deutschen

Von unseren Vorfahren, den alten Deutschen, wissen wir weiter nichts, als was der römische Chronist Tacitus darüber berichtet. Es ist neuerdings bekannt, daß auch dieser Tacitus niemals in Deutschland war. Seine sämtlichen Aufzeichnungen sind Berichte und Erzählungen, die er von den im römischen Heere dienenden deutschen Söldnern erhalten hat. Alsdann wissen wir noch, daß neun Jahre nach Christi die Schlacht im Teutoburger Walde gewesen sein soll. Es ist auch noch sehr umstritten, ob der Teutoburger Wald damals das Schlachtfeld war. Die Meinungen der Forscher gehen da sehr weit auseinander. Der römische Feldherr Varus soll sich in sein eigenes Schwert gestürzt haben, als die Schlacht für die Römer verloren war. Der Anführer der deutschen Heere war Hermann der Cherusker, dessen Denkmal im Teutoburger Walde steht. Es ist bekannt, daß Hermann der Cherusker viele Jahre in römischen Diensten gestanden hat und die Kampfweise der Römer aus eigener Erfahrung kannte. Er lockte die Römer in die Wälder, weil er wußte, daß sich die römische Kampfart dort nicht durchführen ließ.

Es muß auch besonders darauf hingewiesen werden, daß es in damaliger Zeit und auch viele hundert Jahre später in Deutschland keine Straßen und Wege gab. Der Anmarsch feindlicher Truppen konnte nur durch die Flußtäler erfolgen. Aus diesen Gründen haben verschiede-

ne Städte z. B. Soest, auf den Höhenzügen und an den Ausgängen der Flußtäler einen Wachturm mit einem Wachtposten aufgestellt oder einen Aussichtsturm errichtet, damit der Anmarsch feindlicher Soldaten frühzeitig gemeldet werden konnte. Eine solche Stelle war viele Jahrhunderte lang der Kirchturm in Meiningsen.

Die Zeiten waren damals sehr unruhig, und jeder Mensch, besonders jede geschlossene Ortschaft war bestrebt, sich gegen Überraschungen zu schützen. Auch Räuberbanden zogen im Lande umher. Von den alten Deutschen ist bekannt, daß sie sich gegenseitig bekämpften und gegeneinander zu Felde zogen. Sie waren seßhafte Bauern, die in geschlossenen Siedlungen zusammen wohnten. Es ist anzunehmen, daß solche zur Siedlung geeignete Flächen auch im Urwald zu finden waren, wo durch Blitzschlag ein großer Brand ein Stück des Urwaldes niederlegte. Es ist absolut anzunehmen, daß auch Meiningsen und späterhin andere Dörfer auf diese Art und Weise entstanden sind. Aus der Vergangenheit einer Stadt oder eines Dorfes, irgend etwas Bedeutungsvolles zu berichten, ist nicht möglich, ohne die Vorgänge in der näheren und weiteren Umgebung zu diesen Berichten heranzuziehen.

Die Lebensführung der Völker und der alten Deutschen war sich im allgemeinen ziemlich gleich. Es ist bekannt, daß die Leute beispielsweise in der Umgebung von Soest oder Nürnberg, Augsburg, Hamburg, Dresden und weiterhin nach allen Himmelsrichtungen sich ziemlich ähnlich waren. Wenn unsere Vorfahren, die alten Deutschen, auch nicht lesen und schreiben konnten und uns nichts Schriftliches hinterlassen haben, so ist doch später durch Ausgrabungen fast genau festgestellt worden, wie sie wohnten, wie ihre Häuser beschaffen waren, über welche Gerätschaften sie verfügten, welche Tiere mit ihnen zusammen wohnten und was sie gegessen und getrunken haben, auch, welche Bekleidung bei ihnen üblich war.

Ein Beweis dafür, daß das Eindringen in ein Land fast durchweg durch die Flußtäler erfolgte, ist dadurch erbracht, daß die Römer den Rhein herunter kamen und durch das Tal der Lippe landeinwärts zogen. Die von ihnen erbauten Siedlungen waren meistens befestigte Behausungen und Wälle.

In vorstehendem Bericht von der Hermannsschlacht bis zum Wachtposten auf dem Kirchturm von Meiningsen ist ein Zeitraum von fast 1000 Jahren übersprungen worden. In dieser Zeit erfolgte eine der gewaltigsten Umwälzungen in der ganzen Geschichte des Abendlandes. Man kann einen Teil dieses Zeitraumes als das Zeitalter der Franken und besonders des Kaisers Karl des Großen bezeichnen.

Das Zeitalter Karls des Großen

Die Franken

Das Frankenreich wurde auf den Trümmern des damals im Untergang begriffenen römischen Reiches aufgebaut. Eine der bedeutendsten Persönlichkeiten der Franken war Karl der Große. Seine Residenz war in Aachen. Zur Befestigung seines Reiches war er gezwungen, Kriege zu führen gegen die Mauren (Spanien) im Westen und gegen die Germanen im Osten. Es wird unseren Vorfahren vorgeworfen, daß sie häufig Raubzüge in das Reich der Franken unternommen hätten und über den Rhein in das Land eingedrungen seien. Der Rhein war natürlich nicht ein in Ufer gebundener Fluß wie heute, sondern er hat sein Bett vielfach nach anderen Seiten verlegt (im Rheinland sind noch viele Wasserflächen vorhanden, die man heute als alten Rhein bezeichnet).

Die dauernden Einfälle der alten Deutschen in das Frankenreich sollen eine der Ursachen gewesen sein, weshalb Karl der Große, um Ruhe zu schaffen und sich als christlicher Kaiser für die Ausbreitung des Christentums einzusetzen, gegen die Sachsen zu Felde zog (772 n. Chr.). Auch seine Vorgänger hatten angeblich schon Jahrhundertlang unter den Einfällen der heidnischen Nachbarn zu leiden. Am bekanntesten dürfte wohl sein, daß der Hauptwidersa-

cher Karls des Großen der Sachsenherzog Wittekind war. Die Kämpfe Karls des Großen gegen Wittekind dauerten mehr als 30 Jahre und endeten erst nach dem Jahre 800.

Es ist anzunehmen, daß das Christentum schon vor der Zeit Karls des Großen von Süden her in die deutschen Länder eingedrungen ist. Aus dem Jahre 625 wird berichtet, daß in der Umgebung von Soest sechs Bauernhöfe gewesen seien, die von einem König Dagobert an den Kurfürsten von Köln abgetreten bzw. als Lehen übergeben wurden.

In diesen Bauernhöfen wurden neben der Erzeugung von Lebensmitteln auch die Gewinnung von Salz betrieben. Das Salz zu Kochzwecken war früher ein sehr gefragter Gebrauchsartikel, und es sind ganz bestimmt von irgendwelcher Seite dauernd Versuche unternommen worden, dieses Salz zu rauben. Der Zugang zu diesen Salzquellen und Bauernhöfen verlief natürlich durch die Flußtäler: das Tal der Ruhr und der Mohne. Im Laufe der Zeit hat sich die Siedlung erweitert, bis es zur Gründung der Stadt Soest kam.

Das Gebiet der Stadt Soest soll früher ein großer Sumpf gewesen sein, und das ist auch so ziemlich alles, was über die Ursprünge der Stadt Soest zu berichten ist. Eindeutig geht hervor, daß das Christentum schon vor der Zeit Karls des Großen von Süden her eingedrungen ist. Im Jahre 777 wurde von Karl dem Großen in Paderborn ein Reichstag abgehalten. Für eine solche Zusammenkunft der geistigen und weltlichen Oberen hatte man damals die Bezeichnung „auf das Maifeld geladen“. Wenn man bedenkt, daß damals die Kämpfe gegen Wittekind noch längst nicht beendet waren, so ist anzunehmen, daß der Zug Karls des Großen von Aachen nach Paderborn, ob derselbe nun durch das Ruhr- und Möhnetal zog oder andere Wege nahm, mit einer verhältnismäßig großen Heeresmacht unternommen wurde. Dieser Zug Karls des Großen wurde auch von einem Gesandten des türkischen Sultans begleitet, der Kamele bei sich führte. Dieser Gesandte soll einen Reisebericht über seine Eindrücke geschrieben haben. Darin soll es u. a. heißen: Die Bevölkerung stand am Wege, als wir vorbeizogen. Sie waren alle gut genährt, von großem Wuchs und hatten fröhliche Gesichter. Besonders die Mädchen und Frauen waren von ansehnlichem Äußeren und standen barfuß auf strammen Füßen dicht am Wege. Es gab im Lande viele Obstbäume und große Getreidefelder. Es schien ein glückliches Volk zu sein.

Zweihundert Jahre später, im Jahre 950 n. Chr., zog ein arabischer Gelehrter, der von Spanien kam, durch unsere Heimat. Sein Reisebericht lautet ähnlich wie der des türkischen Gesandten. Nur wundert er sich darüber, daß in den deutschen Flüssen so viel Wasser ist. Ihm wurde erzählt, daß durch zuviel Regen leicht eine Hungersnot entstehen könnte. Dieser arabische Gelehrte hat auch Paderborn besucht; er nennt die Stadt „Waterburner“. Die Stadt Soest bezeichnet er mit „Susan“. Es gibt viele Städte, die früher andere Namen trugen als heute. Von Soest zog dieser Araber nach Mainz. In seinem Bericht staunt er darüber, daß das Wasser im Winter „hart wird“ (Eis) und eine „weiße Masse vom Himmel fällt“ (Schnee), die er bis dato nicht kannte. In Germanien wäre es sehr kalt gewesen. Die Bevölkerung schien von dieser Kälte nichts zu spüren, sie stand barfuß am Wege. Dieser Araber führte ebenfalls eine Menge Kamele mit. Die Leute hatten solche Tiere anscheinend noch nicht gesehen und gaben ihr Erschrecken dadurch zum Ausdruck, daß sie sich bekreuzigten und flüchteten.

Türken und Araber sind Mohammedaner. Die mohammedanische Religion wurde von dem Gründer Mohammed um das Jahr 560 n. Chr. in Mekka (Kleinasien) gegründet. Die Araber haben eine sehr alte Kultur. Unsere Ziffern 0 – 9 sind eine arabische Erfindung. Diese arabischen Ziffern werden heute in der ganzen abendländischen Welt zum Rechnen gebraucht und konnten noch nicht durch etwas Besseres ersetzt werden. Letztere Mitteilungen sind insofern interessant, als schon in grauer Vorzeit fremdes Volk durch unsere Heimat zog.

Im Jahre 1453 eroberten die Türken Konstantinopel, welches, mit 16 Wällen und Mauern umgeben, die stärkste Festung der Welt war. In türkischen Diensten stand der deutsche Kanonengießerei Ullrich aus Soest, der für die Türken Hunderte von guten Kanonen gegossen hatte,

mit denen in den Wällen ein Loch geschossen wurde, durch das die türkischen Janitscharen in die Stadt eindrangen; sämtliche Bewohner wurden hinweggeführt und durch Türken ersetzt. Ullrich fiel im Kampf. Die seit 100 Jahren als die größte und schönste Kirche der Welt bekannte Sophienkirche wurde mohammedanische Moschee unter dem Namen Haggia Sophia. Erbaut um das Jahr 450 – 1529 hatten die Türken den ganzen Balkan erobert und standen vor Wien, zogen sich aber wieder zurück. – 1683 wurde Wien ein zweitesmal belagert und konnte erst mit Hilfe der Polen gerettet werden, die drei Viertel ihrer Armee verloren. Verteidiger von Wien, Graf Starenberg – Türkischer Heerführer, Mustava Pascha.

Janitscharen war die Leibgarde des Sultans. Welche Sorte von Soldaten ist für uns jetzt im Zeichen der Aufrüstung wissenswert. Aufnahmebedingung um Janitschar zu werden – drei Tage Wüstenmarsch bei glühender Sonnenhitze ohne Essen und Trinken. Die Truppe war halb beritten. Einen Tag ritt der Infanterist auf einem Esel, den anderen Tag ging er zu Fuß und ein anderer benutzte den Esel. Durch große Marschleistung erschienen sie überraschend beim Gegner, der dann leicht zu schlagen war. Mohammedaner gibt es 300 000 000 unter allen Völkern.

Zwiesgespräch zwischen einem Veteranen der Türkenkriege und einem rheinischen Edelmann. Ein Beispiel von Vaterlandsliebe, Mut, Tapferkeit und Treue, Kameradschaftsgeist und ehrenvoller Gesinnung. (1690)

Die Türkenpfeife

1. „Gott grüß Euch, Alter! – Schmeckt das Pfeifchen?
Weist her! – Ein Blumentopf
Von rotem Ton mit goldnen Reifchen! –
Was wollt Ihr für den Kopf?“
2. „O Herr, den Kopf kann ich nicht lassen!
Er kommt vom bravsten Mann,
Der ihn, Gott weiß es, einem Bassen
Bei Belgrad abgewann.
3. Da, Herr, da gab es rechte Beute!
Es lebe Prinz Eugen!
Wie Grummet sah man unsere Leute
Der Türken Glieder mähn.“
4. „Ein andermal von Euren Taten!
Hier, Alter! Seid kein Tropf!
Nehmt diesen doppelten Dukaten
Für Euren Pfeifenkopf!“
5. „Ich bin ein armer Kerl und lebe
Von meinem Gnadensold.
Doch, Herr, den Pfeifenkopf, den gebe
Ich nicht um alles Gold!
6. Hört nur: Einst jagten wir Husaren
Den Feind nach Herzenslust,
Da schoß ein Hund von Janitscharen
Den Hauptmann in die Brust.

7. Ich hob ihn flugs auf meinen Schimmel –
Er hält es auch getan –
Und trug ihn sanft aus dem Getümmel
Zu einem Edelmann.
8. Ich pflegte sein. Vor seinem Ende
Reicht er mir all sein Geld
Und diesen Kopf, drückt mir die Hände
Und blieb im Tod noch Held.
9. Das Geld mußst Du dem Wirte schenken,
Der dreimal Plünderung litt,
So dacht ich, und zum Angedenken
Nahm ich die Pfeife mit.
10. Ich trug auf allen meinen Zügen
Sie wie ein Heiligtum,
Wir mochten weichen oder siegen,
Im Stiefel mit herum.
11. Vor Prag verlor ich auf der Streife
Das Bein durch einen Schuß;
Da griff ich erst nach meiner Pfeife
Und dann nach meinem Fuß.“
12. „Ihr rührt mich, Alter, bis zu Zähren!
O sagt, wie hieß der Mann,
Damit auch mein Herz ihn verehren
Und ihn beneiden kann?“
13. „Man hieß ihn nur den tapfern Walter;
Dort lag sein Gut am Rhein.“
„Das war mein Ahne, lieber Alter,
Und jenes Gut ist mein!
14. Kommt, Freund! Ihr sollt bei mir nun leben,
Vergesst Eure Not;
Kommt, trinkt mit mir von Walters Reben
Und eßt von Walters Brot.
15. „Nun topp, Ihr seid sein wahrer Erbe,
Ich ziehe morgen ein.
Und Euer Dank soll, wenn ich sterbe,
Die Türkenpfeife sein.“

Karl der Große gründete zur Befestigung seiner Macht Pfalzen und Klöster. Diese erhoben von unseren Vorfahren Steuern in Form von Lebensmitteln. Hierbei kam es häufig zu Streitigkeiten, die manchmal zu ernsthaften Kämpfen führten. Kämpfe gegen die Sachsen fanden statt in der Gegend des heutigen Borken, im allgemeinen nördlich der Lippe. Diese Pfalzen und Klöster wurden natürlich nur da angelegt, wo schon eine größere menschliche Siedlung war. Später wurde aus dieser Siedlung ein Dorf, das dann in den meisten Fällen auch eine Kirche hatte. Größere Siedlungen entwickelten sich zu einer Stadt, und die städtischen Bewohner nannten sich Bürger. Die Bürger einer Stadt erwarben sich im Laufe der Zeit verschiedene Freiheiten. Im Gegensatz zu den weitabgelegenen Dorfbewohnern, die leibeigene Sklaven waren. Diese Städte wurden vor- oder nachher mit einer Befestigungsanlage umzo-

gen, und die Zugänge versah man mit festen Toren, die bewacht und jeden Abend geschlossen wurden.

In den meisten Fällen war das Verhältnis der außenliegenden Dörfer zu den Städten kein sehr gutes, da häufig Überfälle der Ritterschaften auf die sich entwickelnden Städte erfolgten. Es scheint aber so, als wenn sich in der Umgebung von Soest zwischen Ritter und Stadt ein gutes Verhältnis entwickelt hat. Unter den westfälischen Rittern und Gutsherren hatten die Untergebenen zu allen Zeiten ein erträgliches Leben. Die ständige Kriegsgefahr hat dazu beigetragen; sie waren alle aufeinander angewiesen. Meiningsen und Soest müssen sehr zusammengehalten haben. Der Bericht des Herrn Lehrer Schulte in Meiningsen, der die Herkunft des Namens Meiningsen durch seine Forschungsarbeit klargelegt hat, ist hierbei von großer Bedeutung.

Während der Zeit Karls des Großen kam es noch einmal zu einem gewaltigen Kampfe, in dem bei Verden an der Aller 3000 gefangene Sachsen – nach einer anderen Lesung 5000 – hingerichtet worden seien. Es loderten noch hier und da einige Unruhen auf, die aber kurz nach dem Jahre 800 endgültig aufhörten. Das Christentum hatte gesiegt.

Das Dorf

Die Bewohner eines Dorfes waren unter einem Gutsherrn oder Ritter Leibeigene. Zu einem solchen Gutshof gehörten manchmal über 100 Bauernhöfe. Der Gutsherr war alleiniger Machthaber. Das Gut hatte er als Lehen (eine Art Erbpacht) von einem Fürsten, Grafen oder einer großen Abtei (Kloster) erhalten. Dieser Zustand herrschte in der ganzen Welt schon seit Jahrtausenden. Die Kinder wurden in der christlichen Religion erzogen und konnten nicht lesen und nicht schreiben. Die Söhne und Töchter der Gutsherren und Ritter besuchten allerdings die in den Klöstern eingerichteten Schulen und lernten dort neben ihrer Landessprache noch die lateinische Sprache, die damals eine Weltsprache war. In den Städten waren ebenfalls Schulen, in denen die Bürger der Stadt, Handwerker und Kaufleute, unterrichtet wurden. Wie wäre es sonst möglich gewesen, Handelsbeziehungen mit anderen Ländern anzuknüpfen.

Die Abteien

Die von Karl dem Großen gegründeten Abteien waren keine Klöster im üblichen Sinne, sondern Handwerkslehranstalten, in denen die Jugend ein Handwerk erlernen sollte. Es gab dort Schreiner, Seiler, Gerber, Wagenbauer, Schuhmacher, Schneider und andere mehr. Die Meister waren Römer, Italiener, Franken und auch Deutsche. Alle Lehrpersonen waren an die klösterliche Disziplin gebunden. Auch viele Klosterfrauen (Nonnen) waren in einer Abteilung der Abtei; diese lehrten die Bevölkerung den Gartenbau (Veredelung der Obstbäume) und die Herstellung von Kleidungsstücken aus Flachs und „Wolle. Die Abteien hatten brauchbare Spinnräder und Webstühle, die hier ebenfalls von den Handwerkern hergestellt wurden.

Die Ureinwohner, die alten Deutschen, hatten nur Tierfellbekleidung, falls sie nicht durch fahrende Händler Leinen und Wollstoffe im Tauschhandel erworben hatten. Werkzeuge (außer einem alten Römerschwert) waren überhaupt nicht bekannt. Für 100 Ochsen- und Rinderfelle wurden z. B. eingekauft: 1 große Säge, 1 Brettsäge, 1 kleine Säge und 1 Axt nebst etwas Schärferwerkzeug. Es konnte also nur ein ganzes Dorf zusammen, ein Fürst oder eine Stadt so etwas kaufen. In den Abteien wurden diese Werkzeuge hergestellt. Deshalb überfielen die alten Deutschen manchmal eine solche Abtei, machten die Schutzmannschaft nieder und führten alle anderen in Gefangenschaft in den weiten Urwald. Der Abt als oberster Befehlshaber wurde in die heiligen Haine geführt und dort von einer germanischen Priesterin über dem Opferstein durch Speerstich getötet und sein Blut zur Ehre des Gottes Wotan verspritzt. Außerdem wurden zur Ehre germanischer Götter jeweils noch drei Personen, eine Frau und zwei Männer, geopfert. Ihrer Kleider beraubt, wurden sie im Urwald rücklings an Bäume gefesselt.

Nachdem ihnen noch der Bauch geöffnet war, wurden sie den wilden Tieren überlassen und den Raben, die den Rest besorgten. Die übrigen Abtei-Insassen – es waren manchmal viele Hunderte – wurden verteilt. Die Nonnen wurden germanischen Männern zugeteilt, von denen sie Kinder bekamen.

Diese Ereignisse waren die Ursache des Sachsenkrieges gegen den Herzog Wittekind. Der Krieg begann 772 und dauerte 30 Jahre. Im Verlauf dieses Krieges wurde ein ganzes fränkisches Heer mit dem Feldherrn an der Porta Westfalika bis auf den letzten Mann vernichtet. Kurze Zeit später war das furchtbare Blutgericht in Verden an der Aller. Hermann Löns berichtet davon in seinem Wehrwolf.

Die Anfänge der Klöster Paradiese, Corvey mit den Externsteinen (germanische Opfersteine), Werl und Werden an der Ruhr stammen noch aus dieser Zeit. Daß sich ein Herrscher wie Karl der Große, dem ganz Europa gehörte und der am Weihnachtsmorgen des Jahres 800 in Rom zum Römischen Kaiser gekrönt wurde, sich solche Übergriffe der Sachsen (Westfälinger) nicht gefallen ließ, ist wohl selbstverständlich.

Durch ein großes fränkisches Heer begann die Treibjagd auf germanische Streitkräfte Wittekinds am Rhein, an der Ruhr und weiter nach Norden. 110 Abte, Klosterinsassen und Nonnen sollen die Germanen umgebracht haben. Bei dem Blutgericht in Verden soll Karl der Große auf einem 10m hohen Gerüst gesessen haben und nach jedem Trompetenstoß 110 Germanen die Köpfe abschlagen lassen. Frauen und Kinder mußten zusehen. Die Leichen wurden später verbrannt. Einwohner aus Meiningsen und der Soester Börde waren auch dabei. Später wurde zwischen Karl dem Großen und Wittekind Frieden geschlossen und Wittekind im Lande der Franken getauft; er hat sich zum Christentum bekehrt.

Auf den Bauernhöfen eines Dorfes war eine ungeheure Menge Arbeit. Maschinen waren noch nicht bekannt. Außer den primitivsten Ackergeräten, die von Pferden oder Ochsen gezogen wurden und heute noch in Museen zu sehen sind, war keine maschinelle Hilfe vorhanden. Das Getreide mußte mit der Sichel geschnitten und mit dem Flegel in der Hand gedroschen werden. Wenn die damals vorhandenen Wassermühlen im Sommer kein Wasser hatten, mußte das Getreide zum Brotbacken mit der Hand zwischen zwei Steinen zerrieben werden. Der Viehbestand setzte sich zusammen aus Pferden, Kühen, Ochsen und Schweinen in großer Zahl und einer Menge Schafe. Man konnte es sich nicht leisten, Getreide an Schweine zu verfüttern, das brauchte man zur menschlichen Ernährung. Die Schweine wurden in die Eichen- und Buchenwälder getrieben und ernährten sich von den Eicheln und Bucheckern. Es gab überall Schweine- und Schafhirten, welche diese Tiere betreuten. Abends wurden die Schweine durch ein Hornsignal wieder in die Ställe gelockt, wo sie eine kleine Menge Getreidefutter bekamen.

Zu einem Rittergut gehörten in den meisten Fällen eine ganze Menge Bauernhöfe. Die Hilfsmannschaften, Knechte und Mägde, wurden dem Bauern zugeteilt. Außerdem befanden sich auf den Bauernhöfen die sog. Inst-Leute, die in kleinen Häusern in der Nähe des Dorfes wohnten. Diese Inst-Leute waren die Stamm-Mannschaft. Wenn ein Bauernknecht Inst-Mann wurde, hatte er Gelegenheit, eine Familie zu gründen. In einigen Gegenden nannte man diese Inst-Leute Hofgänger. Jeder Bauer mit seinem gesamten Anhang war auch kriegsdienstpflichtig. Der Umgang mit der Waffe mußte auch erlernt werden. Es gab damals den Speer, die Lanze und Pfeil und Bogen. Außer der Landarbeit war also noch ein gewisses Exerzieren für Kriegsdienstzwecke notwendig. Es gab auch damals schon Fußvolk und Reiterei. Die Frauen und Mädchen eines Dorfes waren außer mit dem Dreschen des Getreides noch mit Spinnen der Wolle und des Flachses beschäftigt. Webstühle, mit denen man diese Rohprodukte zu Kleiderstoffen verarbeiten konnte, gab es auf dem Lande wenig. Die Halbfertigfabrikate wurden daher meistens in der Stadt von den entsprechenden Handwerkern weiterverarbeitet.

Der Gutsherr lieferte an die Städte die Lebensmittel. Kartoffeln waren noch nicht bekannt, man entdeckte sie erst zur Zeit des Großen Kurfürsten. Der frühere Seeräuber und spätere englische Admiral namens Drake soll die ersten Kartoffeln von Amerika mitgebracht haben. Die Ernährung der Bevölkerung bestand daher hauptsächlich aus Brot, Bohnen, Erbsen, Linsen und Hirse.

Die Verteilung der Lebensmittel war Sache des Gutsherrn. Vielfach wurde Klage darüber geführt, daß er seine Untergebenen nicht ausreichend versorgte. Lag das Dorf auf fruchtbarem Boden, dann war diese Lebensmittelknappheit höchstens bei Mißernten zu fürchten, aber in Gegenden mit weniger guten Bodenverhältnissen sind oft Hungersnöte ausgebrochen. Durch die ständig zu führenden Kämpfe kam es vor, daß in einem Dorfe die männliche Bevölkerung sehr gering war. In solchen Fällen sah sich der Gutsherr gezwungen, bei entfernt liegenden anderen Rittern und Gutsherren Leute zu kaufen. Es kam vor, daß der Burgvogt zu einem viele Tagesreisen entfernten Gutsherrn gesandt wurde, um dort Leute zu holen. So sandte auch ein Gutsherr der Soester Börde seinen Burgvogt zu einem anderen Gutsherrn, um dort etwa 50 Arbeitskräfte, Männer und Frauen, aufzukaufen. Nun ist es selbstverständlich, daß ein Gutsherr niemals seine besten Arbeiter abgab, sondern nur diejenigen, mit denen er nicht zufrieden war, die nichts konnten oder nicht wollten, faul waren oder sonstige Mängel aufwiesen. Besonders enttäuschend war das Ergebnis, wenn diese Arbeitskräfte aus Gegenden, wo man wenig Ackerbau aber recht viel Viehzucht betrieb, zu einem Gutshof kamen, wo viel Ackerbau und wenig Viehzucht betrieben wurde. Viehhirten zu der im Verhältnis sehr schweren Landarbeit zu benutzen, ist mit Schwierigkeiten verbunden, So kam eines Tages dieser betreffende Burgvogt mit etwa 50 Arbeitern zurück. Als sich der Gutsherr diese eingekauften Arbeitskräfte nach Ankunft einmal bei Licht besah, merkte er, daß sein lieber Nachbar ihm ganz gewaltig übers Ohr gehauen hatte. Die Arbeiter hatten keine Schwielen in den Händen und kannten von der Ackerwirtschaft soviel wie nichts. Hierüber in Zorn geraten, ließ er jeden der Angekommenen erst einmal gründlich verprügeln. Als sich einer beschwerte und fragte, weshalb sie denn hier so geprügelt würden, wo sie doch gar nichts verbrochen hätten, wurde ihm zur Antwort gegeben, das sei die Einleitung der später stattfindenden Empfangsfeierlichkeiten. An diesem Vorkommnis kann man erkennen, daß es auch schon in damaliger Zeit Enttäuschungen auf beiden Seiten gab.

Das Leben in der Stadt spielte sich in ähnlichen Bahnen ab. Aber weil die Städter nun freie Bürger waren, wurden solche radikale Methoden, wie eben geschildert, nicht mehr angewandt. Es kam auch vor, daß irgendein Leibeigener in die Stadt flüchtete. Selten behielt man ihn, weil er eben kein Handwerker war. Aber auch die Städte brauchten Wachsoldaten und Kräfte für gröbere Arbeiten an den Befestigungsanlagen. Für diese Zwecke wurden dann auch solche Leibeigene in der Stadt behalten. Nach einer gewissen Bewährungsfrist wurden sie ebenfalls Bürger, d. h. sie wurden freie Männer. Wollte man einen nicht behalten, wurde er dem Gutsherrn ausgeliefert und Lösegeld gefordert.

Die Leibeigenen auf dem Lande erhielten auch einen gewissen Lohn (Geld), und verschiedene Bauern hatten auch die Berechtigung, von sich aus Lebensmittel in die Städte zu verkaufen. Sowohl auf dem Lande wie in den Städten fanden zu allen Zeiten ab und zu Festlichkeiten statt, z. B. das Kirchweihfest oder ein Turnier (eine Waffenübung). Dann wurde auch Bier, Wein und Schnaps ausgeschänkt. Gutsherren und Stadtverwaltungen hatten fast durchweg das alleinige Recht, solche Getränke herzustellen. Da man sich auch in damaliger Zeit gern seines Lebens freute, gelangte der ausgezahlte Lohn immer wieder dahin, wo er hergekommen war. Als die Bevölkerung vor 1000 oder 1500 Jahren immer zahlreicher wurde, mußten viele Dörfer vergrößert werden. Werkzeuge zum Fällen der meterdicken Eichen und Buchen waren kaum vorhanden; so wurden denn um die Bäume Reisighaufen aufgeschichtet und später in Brand gesetzt. Dadurch wurden sie in ihrer Entwicklung gehemmt und starben ab. Im Laufe der Jahre fielen sie dann von selber um. Ackerland herzustellen war also sehr

mühsam, aber es wurde durch dieses Aus- und Abbrennen von Jahr zu Jahr eine kleine Fläche hierfür freigemacht. Durch Blitzschlag hervorgerufene Brandstellen wurden ebenfalls für den Ackerbau nutzbar gemacht. Auf diese Art wurden die Dörfer im Laufe der Jahrhunderte immer größer.

Ursprung und Heimat des Geschlechts von Meiningsen

(Eine außerordentlich interessante und wichtige Forschungsarbeit des Herrn Lehrer Schulte in Meiningsen)

Im Jahre 1175 wird zum ersten Male mit Elberecht von Menechuse das Geschlecht von Meininghausen urkundlich erwähnt. Es hat seinen Ausgang von dem noch im 18. Jahrhundert neben Meiningsen auch Meinninghausen genannten Kirchdorf genommen. Dieses Meiningsen kommt urkundlich zum ersten Male 1177 als Merinchusen vor.

Nach örtlichen Traditionen soll in ältester Zeit in Meiningsen eine Burg gestanden haben. Ältere Ortseingesessene wollen von Überresten alten Gemäuers, umgeben von „Wassergräben, wissen, das um den Burghof – Borghof – gelegt war. Auf diesem Platze, auf dem die Burg gestanden hat, steht heute eins der ältesten Bauernhäuser unseres Dorfes, und man nennt diesen noch heute den „Borghof“. Urkundlich ist der Borghof im Jahre 1502 zum ersten Male erwähnt. Von einer alten Meiningser „Burg“ ist in Urkunden nichts bezeugt. In einer Urkunde aus dem Jahre, 1412 wird von einem „Burglehen“ zu Meiningsen berichtet, was auf die Nähe einer Burg schließen lassen könnte.

Über den Besitz des Geschlechts von Meininghausen in Meiningsen wissen wir aus dem 13. Jahrhundert nur, daß die Brüder Konrad und Alexander von Meininghausen 1283 von dem Grafen Adolf von Berg mit Gütern bei der Kirche in Meiningsen und 1286 Konrads Gemahlin Reynoldis von demselben Grafen mit einem Hause bei dem Meiningser Kirchhofe belehnt wurde. Bei diesen Lehen handelt es sich also nicht um ein Ministeriallehen der Grafen von Arnberg, in deren Diensten wir das Geschlecht von Meininghausen in der ältesten Zeit antreffen.

Erst 1313 hören wir von einer Belehnung zweier Familienmitglieder in Meiningsen durch das Arnberger Grafengeschlecht nach Ministerial-recht. Graf Wilhelm von Arnberg belehnt den Sohn des Ritters Eberhard von Meininghausen mit einem Hofe und Margarete, Tochter des Knappen Konrad von Meininghausen mit einem halben Hofe. Einer dieser Höfe war der „Burghof“, der andere der „Hoyvindhoff“ in Meiningsen. Als der Hoyvindhoff ist wohl der alte Schulzenhof in Meiningsen anzusehen.

Mit Sicherheit ist anzunehmen, daß der Ursprung des Geschlechts von Meiningchusen in Meiningsen zu suchen ist. Um das Jahr 1280 wurde Alexander von Meininghausen Soester Bürger. Dieser Alexander dürfte als erster seines Geschlechtes in Soest das Bürgerrecht erworben haben. Diese Einbürgerung ist insofern bemerkenswert, als die von Meininghausen das älteste in Soest eingebürgerte Geschlecht ritterbürtiger Herkunft ist und in mehreren Generationen dem Soester Rate Bürgermeister stellte. So begleitet Dietrich von Meininghausen in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts sehr häufig das Bürgermeisteramt. Albert von Meininghausen kommt noch 1407 bis 1414 viermal als Soester Bürgermeister vor. Noch in einer Urkunde von 1462 erscheint Goswin von Meinninghusen. Später kommt die Familie urkundlich nicht mehr vor. Das Geschlecht von Meinninghausen war also im 14. und 15. Jahrhundert in Soest ratsässig und gehörte zu den reichsten eingesessenen Soester Familien. Der uns bekannte Brautschatz von 1000 Gulden, den Dietrich von Meinninghausen im Jahre 1380 seiner Tochter Alvrat mit in die Ehe gab, spricht für Dietrichs glänzende Vermögenslage. Die Nachkommen des letzten in der Urkunde erwähnten Goswin von Meinninghausen sind dann in Meiningsen Bauern geworden.

Die beiden ältesten Höfe sind zweifellos der Hoyvindhoff oder Schulzenhof mit dem Gericht und der Burghof. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts finden wir die von Pryn auf dem Schulzenhof. Johannes Pryn wurde nach dem Lehnsregister des Erzbischofs Dietrich von Köln im Jahre 1378 mit dem Hoyvindhoff so belehnt, wie ihn Ritter Konrad von Meininghusen einst von dem Grafen von Arnberg nach Ministerlalrecht besessen hat.

Als zweites gräflich Arnbergisches Lehen des Geschlechts von Meininghausen ist der Burghof anzusehen. Nach einer Urkunde aus dem Jahre 1472 besaß Heinrich Droste, durch seine Großmutter Alvrat Droste geb. von Meininghausen, also ein Urenkel des Soester Bürgermeisters Dietrich von Meininghausen (1351 – 1399) mehrere Morgen von einem Burglehen in Meiningsen. Mit diesem Burglehen kann nur der Borghof gemeint sein.

Der Hoyvindhoff oder Schulzenhof wurde dann später als kurkölnisches Lehen zwischen den Hacken und Roden geteilt und kam dann als clevisches Lehen in den Besitz der Soester Familie von Dali. Nach dem Kataster von 1685 ist er im Besitz der Familie von Witten. Diese verkaufte ihn dann an den Ziehemeister Stute in Soest.

Der Sandershof oder Schwarzenkotten in Meiningsen war ursprünglich auch ein Lehnsgut der Arnberger Grafen. Die Familie von Rodenberg wurde mit diesem Gute belehnt. Die heute noch gebräuchliche Bezeichnung „Schwarzes Feld“, womit die Gärten an der Kreisstraße gemeint sind, deutet auf den Schwarzenkotten hin. Vom Jahre 1565 an bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts wurde der Schwarzenkotten von dem Inhaber des Schulzenhofes bebaut.

Auch die Familie Droste finden wir schon seit 1360 in dem Besitz von Gütern in Meiningsen. 1429 ist wegen der Schäferei ein Streit zwischen den Familien von Pryn und den Gebrüdern Droste zu Scheckhausen ausgebrochen. 1554 bekennt Just Droste tan Scheckhus, dem Schwären Kloster in Soest dreieinhalb Goldflorlen jährlicher Rente aus seinem Anteil an dem Burghofe zu Meiningsen verkauft zu haben. Unter den Zeugen dieser Urkunde kommt auch Heinrich Aldegrevor, der berühmte Soester Maler, Goldschmied, Prägschneider und Kupferstecher vor. Als Güter, die den Drostern in Meiningsen ganz oder teilweise gehörten, werden im Kataster von 1685 erwähnt: Linnenhof, Wilms, Lentze und Borghof.

Neben den Familiengeschlechtern der von Meininghusen, Pryn, Hakken, Roden und Drostern kommen auch frühzeitig die von Rump und von Linnen als Grundherren von Meiningsen vor.

1452 verkaufte Johann van Linnen, genannt von dem Broke, seinen Hof nebst dem Pfarrhofe und dem Vikarienhofe dem Soester Pilgrimhaus.

Der Hengsthof zu Meiningsen gehörte nach dem Kataster von 1862 dem Konrad Klipping als Erbherrn. 1741 starb der Mannesstamm aus.

Von den sonstigen Höfen des Dorfes gehörte der Schäferhof dem Kloster Paradies, der Drostenhof der Kämmerei der Stadt Soest.

✱

In der Forschungsarbeit des Herrn Lehrer Schulte wird an einer Stelle gesagt, daß der Ritter Dietrich von Meiningsen seiner Tochter Alvrat im Jahre 1380 eine Morgengabe von 1000 Goldgulden gezahlt habe. Das war ein sehr erfreuliches Ereignis für den jungen Schwiegersohn. Nun ist bestimmt anzunehmen, daß dieser Ritter von Meininghausen, der doch ein sehr schlauer Mann gewesen sein muß, mit diesen 1000 Goldgulden nicht seinen ganzen Vorrat an Gulden aus dem Keller geholt hat. Es ist mit Fug und Recht anzunehmen, daß er noch dreibis viermal soviel Gulden in seinem Keller vorrätig hatte. Für den derzeitigen Schwiegersohn, der, wie alle Schwiegersöhne, vorläufig ein ganz unbeschriebenes Blatt war, bedeutete ihm dies Auszahlen der 1000 Goldgulden gewiß eine sehr angenehme Überraschung, die sich auch in heutiger Zeit jeder Schwiegersohn gern gefallen ließe. Nun sage niemand mehr, daß in Meiningsen noch niemals etwas los gewesen wäre.

Es könnte nun die Frage auftauchen, wie denn dieser Ritter von Meininghusen an diese Goldgulden kam. Für das Brotgetreide, Gemüse und für seine Erbsen und Bohnen, die er evtl. nach Soest verkaufte, wird er das Geld kaum erhalten haben, denn er hatte ja dort auch Verpflichtungen. In der Stadt wurden damals die Ackergeräte, Wagen, Pferdegeschirre usw. hergestellt und auch die Tuche gewebt, so daß die Lebensmittelzufuhren höchstens gereicht haben, um diesen Bedarf zu bezahlen. Es wird auch noch niemand gehört haben, daß jemals in oder um Meiningsen Gold gegraben wurde.

Um 1200 gab es noch andere Möglichkeiten für die Gutsherren, Gold zu verdienen. Das westfälische Eichenholz war weltberühmt; wegen seiner Härte und Widerstandskraft für den Schiffsbau das beste Material. Es ist dokumentarisch bestätigt, daß aus Westfalen Schiffsbauholz nach Amsterdam, Schweden, Holland und sogar nach Spanien ausgeführt wurde. Zum Schiffsbau benötigte man Masten und Schiffsplanken aus Eichen-Stämmen und auch das Holz für den inneren Ausbau der Schiffe. Da vorstehende Länder nacheinander die Weltherrschaft besaßen, war der Bedarf an diesem Schiffsbauaterial (Eichenholz) außerordentlich hoch.

Es wurde nur in Gold bezahlt, weil es Papiergeld und Banken noch nicht gab.

Der Transport dieser Hölzer wurde von der Fuhrmannszunft durchgeführt. Der Zunftmeister oder einer seiner Stellvertreter brachte nicht nur das Holz fort, sondern auch das Gold zurück. Man kann sich denken, daß die Angehörigen der Fuhrmannszunft damals außerordentlich verwegene Gesellen und ehrliche Leute waren. Die Hölzer wurden im Winter auf Schlitten oder kleinen Flößen über die Lippe und Ruhr transportiert.

Infolge dieser Tatsachen ist anzunehmen, daß der Ritter von Meininghausen auf diese Art und Weise seine Geschäfte machte. Eichenbäume hatte er ja in und um Meiningsen mehr als genug. Das Dorf Meiningsen erstreckte sich zu damaliger Zeit über die ganze Haar hinweg bis ins Möhnetal hinunter und bis zu dem heutigen Ostönnen. Es müssen also mehr als 10000 oder 20000 ha gewesen sein. Sämtliche Dörfer, die mit „ingsen“ enden und damals noch gar nicht vorhanden waren, stehen auf ehemaligem Meiningser Grund und Boden.

Die Seefahrer brauchten auch eine Menge Segeltuch und Stricke, die aus Hanf hergestellt werden. In der Gegend von Soest gedieh der Hanf gut.

Ebenso waren Leder und Felle für die Bekleidung der Soldaten sehr gefragt, und wir wissen, daß in der Umgebung von Soest und Meiningsen große Rinder- und Schafherden gehalten wurden.

Die Forschungsarbeit zeigt auch weiterhin die Tatsache auf, daß das Dorf Meiningsen mit Soest auf Gedeih und Verderb verbunden war, weil später ein Herr von Meininghusen und dessen Nachfolger Soester Bürger wurden und auch Jahrzehnte hindurch den Bürgermeister stellten. Man kann dieses Verhältnis als ein außerordentlich gutes bezeichnen. In anderen Gegenden unserer westfälischen Heimat war dieses Verhältnis längst nicht so günstig. Oft wurden Städte von Rittern belagert und durch Aushungerung zur Übergabe gezwungen. In anderen Fällen hat sich irgendeine Stadt ein Rittergut durch Belagerung angeeignet. Nicht nur in unserer engeren Heimat, sondern in der ganzen Welt waren die Zustände so verworren.

Die Leibeigenschaft

Dies ist ein Kapitel, worüber man in deutschen Büchern sehr wenig lesen kann. Die Mitteilungen hierüber entnahm ich vorwiegend Büchern aus Luxemburg, die zum Teil in gutem Deutsch, zum Teil in dem sog. „Luxemburger Diutsch“ und flämischer Sprache geschrieben sind. Die Aufzeichnungen in diesen Büchern sind aus dem Französischen übertragen. Die französische Revolution, die am 14. Juli 1789 mit der Erstürmung der Bastille begann, war viel radikaler und hatte wie bei uns den Zweck, die Feudalherrschaft der Ritter, Gutsherren und Abteien zu beenden. Der Erfolg war die Aufhebung der Leibeigenschaft, Verteilung des

Ackerbodens an die Bevölkerung und Pressefreiheit. Daraus erklärt sich, daß in französischen Büchern viel mehr über die Umwälzung geschrieben wurde als in deutschen Büchern; in Deutschland wurde die Leibeigenschaft erst um 1806 durch Napoleon aufgehoben. Daß sich die damals schon bekannten Revolutionsgesellschaften nicht sehr darum bemüht haben, hat wohl seine besonderen Gründe gehabt. Wie schon gesagt, ist ferner festzustellen, daß sich die Leibeigenen im Schutze ihrer Burg und ihres Ritters verhältnismäßig sicher fühlten, und die Zelten waren Jahrhundertlang unruhig. Die Macht des Staates galt wenig, und der Kaiser war fern. Es ist auch keineswegs festzustellen, daß die Leibeigenschaft in Westfalen besonders führend gewesen wäre; den Gutsherren in dieser Gegend wird eine gewisse Gutartigkeit nachgesagt. Weil sie sich in Not und Gefahr gegenseitig nötig hatten, war das Verhältnis besser als anderswo. Ein Leibeigener sein, heißt irgendeinem Herrn auf Gedeih und Verderb ausgeliefert zu sein. Es kam nur ein Gutsherr, Ritter, Graf, Freiherr, Burgherr oder der Abt eines Klosters in Frage.

Dieses System wurde zur Zeit Kaiser Karls des Großen zur Sicherung seiner Macht eingeführt. Die alten Deutschen wollten mit der fränkischen Kultur und Religion nichts zu tun haben. Sie ermordeten christliche Glaubensboten und zerstörten Klöster und Burgen. (Der heilige Bonifatius, ein Engländer, der als der Apostel der Deutschen in die Geschichte eingegangen ist und die Irmensis-Säule bei Fulda umgehauen hat, wurde im Jahre 754 bei Dokkum in Friesland von den heidnischen Friesen ermordet).

Es scheint so, und diese Ansicht ist uns aus lateinischen Schriften übermittelt, daß die Leibeigenschaft von den davon Betroffenen gar nicht als besonders drückend empfunden wurde, schon gar nicht, wenn der Gutsherr ein anständiger Kerl war. Der Ritter mit seinen leibeigenen Bauern war auch der einzige, der die Städte mit Lebensmitteln versorgen konnte, und der imstande war, mit seinen leibeigenen Kriegsknechten den Städten zu Hilfe zu eilen. In anderen Fällen taten auch die Städte ihr Bestes für die Ritter und ihre Bauern. Die leibeigenen Bauern hatten die Verpflichtung, alle Naturalien, gleichviel welcher Art, dem Gutsherrn zur Verfügung zu stellen. In einigen Fällen wurde auch ein großes Stück Land vom Gutshof aus beackert. Die Leibeigenen wohnten dann irgendwo im Dorf, meist im Kreise um den Gutshof. In westfälischen Landen war das aber nicht üblich, sondern mehr jenseits der Elbe in den östlichen Bezirken. Hier gehörten zu einem Gutshof immer eine Anzahl Bauernhöfe.

Zwischen Meiningsen und Soest, in dem sog. Meiningser Tal, haben in früheren Zeiten schwere Kämpfe stattgefunden. In einem Falle hat die Soester Stadtwehr mit den vereinten Meiningsern 800 Gefangene gemacht. Diese Gefangenen wurden natürlich der damaligen Sitte entsprechend nicht in die Heimat entlassen, sondern als Leibeigene verkauft, wenn man sie nicht selbst brauchen konnte. Die Sicherheit um Stadt und Dorf war sehr gering; nicht nur um Soest und Meiningsen, sondern überall auf der Welt. Es ist häufig vorgekommen, daß Frauen und Mädchen, die zum Beerensammeln in den Wald gingen, von Vagabunden, Söldnern oder Landsknechten, die sich im Lande umhertrieben, gefangen genommen wurden. Die Betroffenen wurden in den meisten Fällen ihrer Kleider beraubt, die damals ein erheblicher Wertgegenstand waren. Oft wurden sie erbärmlich verprügelt, und es wurde ihnen Schimpf und Schande angetan. Entweder band man die Überfallenen an die Steigbügel und ließ sie in der Nähe ihres Heimatortes, Stadt oder Dorf, frei oder verschleppte sie, um sie bei passender Gelegenheit an einen fremden Gutsherrn oder Ritter zu verkaufen. Arbeitskräfte waren sehr gesucht. In den Archiven von Soest wird auch darüber berichtet. Anderswo soll es aber noch erheblich schlimmer gewesen sein. Es läßt sich denken, daß das Flüchten aus der Leibeigenschaft, aus einer Stadt oder von einem Hofe, ein sehr waghalsiges Unternehmen war. Jeder war froh, wenn er in dem Schutze einer Stadt mit ihren Stadtsoldaten oder in der Nähe einer Burg mit ihren wehrhaften Burgknappen verhältnismäßig sicher war.

Auszug aus der Kirchengeschichte von Herrn Pastor Rausch, Meiningsen

Die Kirche in Meiningsen ist die älteste Kirche in der Soester Börde. Um das Jahr 1100 wurde bereits in der Kirche von Meiningsen Gottesdienst abgehalten. Wenn schon einige Jahre früher in Soest ebenfalls Gottesdienst abgehalten worden ist, beispielsweise in einem klösterlichen Stift, dann kann man nicht sagen, daß das auch schon eine Kirche gewesen wäre. Die Kirche in Meiningsen hatte zu Anfang einen hölzernen Turm, der auch wohl erheblich höher gewesen ist wie der jetzige, um einen besseren Ausblick über die Baumwipfel in Richtung Soest zu und Haar zu haben. Dieser Turm wurde im Jahre 1434 ein Opfer der Flammen. Er soll auch einen Glockenstuhl enthalten haben. Der nächstgebaute Turm wurde ebenfalls zerstört, so daß der jetzige der dritte Turm an der Kirche von Meiningsen ist. Die Kirche hatte früher drei Kirchenschiffe, ein Mittelschiff und zwei Seitenschiffe. Das rechte Seitenschiff wurde um 1800 abgerissen, vielleicht weil es baufällig war.

Es ist sehr bedauerlich, daß eine solch alte Kirche bis jetzt noch nicht wieder in ihren alten Zustand versetzt und der Turm nicht auf seine ursprüngliche Höhe gebracht wurde. Wenn in Meiningsen schon um das Jahr 1100 eine Kirche war, so ist das ein Beweis dafür, daß in und um Meiningsen auch zur damaligen Zeit eine Menge Menschen gewohnt haben.

Auf dem Turm von Meiningen stand ein Wächter. Zur Zeit der Soester Fehde ist Meiningsen einmal von kurkölnischen Truppen überrascht worden. Sie drangen in das Dorf ein und plünderten die Kirche aus. Den auf dem Turm stehenden Wächter warfen sie von oben herunter, wobei derselbe zu Tode kam. Alsdann steckten sie den damals hölzernen Turm in Brand. Als von Soest her Hilfe nahte, flüchteten sie über die Haar.

Aus der Geschichte der Wiedertäufer

In einem Buche aus dem Jahre 1535 heißt es, daß die Wiedertäufer auch in Soest und Umgebung gewesen seien und dort versucht hätten, in und vor der Kirche zu predigen. Sie wären aber verjagt worden. Dann heißt es an einer Stelle u. a.: In einem kleinen Dorfe in der Nähe von Soest (vermutlich Meiningsen) gelang es zwei Wiedertäufern, die priesterliche Kleidung trugen, an einem Sonntagmorgen während des Hauptgottesdienstes in die Kirche einzudringen. Als der Geistliche, der den Gottesdienst abhielt, die Kanzel besteigen wollte (er war 90 Jahre alt), wurde er von einem der Wiedertäufer daran gehindert. Der Geistliche zog sich in die Sakristei zurück; der Fremde bestieg die Kanzel und predigte in seinem Sinne, nämlich, daß die Taufe der Kinder im christlichen Sinne nicht gültig sei, weil Jesus als Erwachsener von Johannes dem Täufer im Jordan getauft worden sei. Für eine gültige Taufe müsse der Mensch den Gebrauch seiner Vernunft erreicht haben. Inzwischen hat der alte Geistliche seinen Küster zum Gutshof geschickt, um Hilfe zu holen. Er brachte sofort den Burgvogt und den Polizisten (Profos) mit. Dieser Polizist, ein großer, starker Mann, holte diesen Wiedertäufer von der Kanzel herunter und verließ mit ihm die Kirche. Der andere Wiedertäufer verließ fluchtartig die Kirche und wurde nicht mehr gesehen. Der Verhaftete wurde zunächst mit Stricken an den Pranger gebunden. Am Nachmittag trat das Dorfgericht zusammen und verurteilte denselben wegen Ketzerei, Störung des Gottesdienstes und Gotteslästerung zu der damals allgemein üblichen Strafe am Pranger. Bei Sonnenaufgang wurde er von mit Stöcken bewaffneten Bauern aus dem Dorfe getrieben. Seit der Zeit wurde von den Wiedertäufern in Soest und Umgebung nichts mehr gehört. Der Empfang ist ihnen sicherlich zu ungastlich gewesen.

Eigenartige Sitten und Gebräuche

Wenn ein Bauer oder ein junger Mann heiraten wollte, so mußte er natürlich beim Gutsheeren darum fragen. Das war ja auch sehr wohl angebracht, weil er sonst keine Wohnstätte hatte. Man konnte nicht irgendwo eine Wohnung mieten, sondern alles war in der Hand des

Gutsherrn. Um eine Familie zu gründen, brauchte man nicht nur eine Wohnung, sondern auch einen Lebensunterhalt. Der Gutsherr sorgte in seinem Gutsbezirk für Nahrung und Kleidung.

Eine Bauernhochzeit, an der alle Dorfbewohner und auch für kurze Zeit der Gutsherr teilnahmen, wurde nur im Mai oder Oktober abgehalten, wenn die dringenden Landarbeiten vorbei waren. Morgens war feierlicher Kirchgang und Trauung sowie Eintragung in das Kirchenbuch. Standesamt gab es noch nicht. Bei dem feierlichen Festmahl zu Mittag ging die Braut quer über den Tisch an ihren Platz. Lebensmittel waren bei solchen Festen immer genug vorhanden, alkoholische Getränke lieferte das Gut erst nach Sonnenuntergang. Nach alter Sitte und Verpflichtung wurde die Braut am Abend in feierlichem Zuge zur Burg gebracht und vom Gutsherrn freundlich empfangen. Nachdem sie in einem schönen Zimmer der Burg die Nacht verbracht hatte, wurde sie am anderen Morgen in ebenso feierlichem Zuge wieder abgeholt. Als Hochzeitsgeschenk erhielt die Braut vom Gutsherrn 3 – 5 Ellen Leinwand.

Diese Verpflichtung der Braut, eine Nacht in der Burg zu schlafen, wurde mit den lateinischen Worten *jus primae noctis* bezeichnet.

Wenn nun jemand glaubt, daß diese Verpflichtung als ein großer Schimpf oder als eine Unterwürfigkeit empfunden wurde, dann ist das ein Irrtum. Wenn der Gutsherr die Braut annahm, dann war dies nach damaligen Begriffen auch für den jungen Mann eine außerordentliche Ehre. Man muß bedenken, daß die Ansicht von Moral und Tugend, Gut und Böse im Wandel der Zeiten einer großen Veränderung unterlag. Von dem Gutsherrn wurde noch lange nicht jede Braut angenommen. Eine Bauernhochzeit fand nur einige Male im Jahr statt.

Noch etwas ist bemerkenswert. Wenn ein junger Mann eines betreffenden Gutsbezirkes mit einem Mädchen aus einem anderen Gutsbezirk ein Verhältnis anknüpfte, das nicht ohne Folgen war, dann hatte der Gutsherr des Mädchens eine Forderung an den Gutsherrn des jungen Mannes. Dieser Fall lag schon gesetzlich fest unter der Bezeichnung „*autela lecti*“. Die Forderung wurde in den meisten Fällen durch einige Schafe, ein Rind oder eine Kuh ausgeglichen. Im Gutsbezirk des Mädchens wurde das Deputat für eine Person erhöht. Das Mädchen selbst hatte wenig darunter zu leiden. Der Mangel an Arbeitern war sehr groß; seitens des Gutsherrn des Mädchens wurde über so etwas hinweggesehen. Anders war das natürlich bei dem Gutsherrn des jungen Mannes, weil dieser ja bezahlen mußte. Es kam vor, daß der betreffende junge Mann für eine Nacht an den Pranger gestellt wurde, und das war für ihn eine sehr unangenehme Sache.

Erwähnenswert ist noch, daß von selten des Gutsherrn häufig auf seinen Bauernhöfen Kontrollen abgehalten wurden, und zwar über die vorhandenen Lebensmittel, Getreidevorräte, Viehbestände usw. Wenn ein Gutsherr einen seiner Bauernhöfe betrat und seinen Speer an den Türpfosten stellte, mußten sämtliche männlichen Personen, auch der Ehemann, den Hof verlassen. Ob solche Besuche nun ausschließlich der Kontrolle oder vielleicht einer ehemaligen *jus primae noctis*-Braut galten, war nicht festzustellen. In letzterem Falle wird die später erfolgende Kontrolle erheblich an Schärfe verloren haben.

Vorstehendes ist etwas absonderlicher Art, aber es wirft ein Licht auf den damaligen Zeitgeist.

In polnischen Gegenden soll der *jus primae noctis*-Brauch um 1900 noch aus freiem Entschluß geübt worden sein. Besonders der weibliche Teil der dortigen Bevölkerung soll sich mit Begeisterung für die Erhaltung dieses Brauches eingesetzt haben. (Anmerkung des Verfassers: „Ja, ja, diese Weiber.“) Aber Marinka, was maachs du.

Auch während der Leibeigenschaft kamen schwere Unruhen vor, die sog. Bauernkriege. Selbst Martin Luther hat sich zu Beginn der Bauernkriege für die Ansprüche der Bauern eingesetzt, sich aber kurze Zeit später, als der revolutionierende Volkshaufen saufend, fressend und mordend durch die Lande zog, davon abgewandt und die vollständige Vernichtung dringend empfohlen. Er selber schreibt, daß er den Wankelmuth der Massen erfahren und noch mit

knapper Not sein Leben retten konnte. Alsdann fordert er die Fürsten zur schonungslosen Behandlung der Empörer auf. Bei Frankenhausen wurden die Bauernheere am 15. Mai 1525 unter ihrem Anführer, Thomas Münzer, restlos aufgerieben. Der Aufstand hat an der Schweizer Grenze begonnen und nahm bei Frankenhausen (Thüringen) sein Ende. Westfälische Lande sind von solchen Katastrophen nicht betroffen worden, weil die meisten Gutsherren mit ihren leibeigenen Knappen, Kriegsknechten usw. eine ziemliche Verbundenheit an den Tag legten. Zu großen Aufständen fehlte die Ursache, Die Gutsherren waren in ihren Gutsbezirken für Ruhe und Frieden verantwortlich. In alter Zeit waren verschiedene Strafen üblich, u. a. das Stehen am Pranger. Man kennt heute noch das Wort „anprangern“, d. h., etwas der Öffentlichkeit zeigen. Diese Bezeichnung stammt aus uralter Zeit. Gefängnisse im heutigen Sinne kannte man damals nicht. In den Städten kamen Menschen, die irgendetwas verbrochen hatten, in den Turm. Bei schweren Verbrechen wurden sie durch den Galgen hingerichtet. Es gibt heute noch eine Menge Städte, wo man Plätze kennt, die „Am Galgen“ heißen. Der Pranger war in den Städten selten und eines der gelindesten Strafmittel. Dieser Eichenstamm von ca. 30 cm Durchmesser und 2,5 m Höhe hatte oben einen Holzpflöck, der an beiden Enden aus dem Stamm herausragte, unten waren zwei Fußklemmen angebracht, in die die Knöchel des jeweils am Pranger stehenden Menschen eingeklemmt wurden. Die Hände wurden gefesselt und mit Stricken zu dem beschriebenen Holzpflöck gezogen. Strafen für kleine Diebstähle, Ungehorsam, Brandstiftung wurden am Pranger verbüßt. Die jeweils zu Bestrafenden wurden entkleidet und dann, um es wörtlich wiederzugeben, mit Ruten oder Riemen gestrichen. Das Prangerstehen erfolgte von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang, also vorwiegend des Nachts, weil dann die meisten Jugendlichen schliefen. Das Riemen- oder Rutenstreichen wurde im allgemeinen alle 2 Stunden bis zum Sonnenaufgang wiederholt. An dem großen Geschrei der am Pranger stehenden Person war sehr wohl zu hören, daß die Sache einen nicht gerade angenehmen Beigeschmack hatte.

Die Aufhebung der Leibeigenschaft, die der deutschen Bevölkerung fast unerwartet in den Schoß fiel, hatte im Anfang eine ganz katastrophale Auswirkung. Zum Teil wurde jegliche Arbeit eingestellt, die vorhandenen alkoholischen Getränke wurden restlos vertrunken, eine Menge Vieh geschlachtet und verzehrt. Im Herbst kam die Saat nur teilweise in die Erde, so daß in den nächsten Jahren die Lebensmittel knapp wurden. An allen diesen Tatsachen ist zu ersehen, daß allzuviel Freiheit von den meisten Menschen nicht gut vertragen wird. Der damalige Herrscher Europas, Napoleon, zog eine ganze Menge jüngerer Leute zum Heeresdienst ein. In den Dörfern wurden Bürgermeister eingesetzt, deren Vollmachten außerordentlich groß waren. Einbruchdiebstahl wurde mit dem Tode bestraft und andere Vergehen, die die öffentliche Ordnung gefährdeten, mit schweren körperlichen Züchtigungen. Auf diese Art wurde dann wieder ein einigermaßen erträglicher Zustand geschaffen. Vorher zogen Scharen von etwa 100 Mann raubend und plündernd durch die Lande. Es ist vorgekommen, daß sie nachts auch über die Mauern in die Städte eindrangten. Meist waren es Söldner oder Landsknechte, die nirgends ihrem Beruf entsprechend Stellung finden konnten, entlaufene Leibeigene oder aus Städten ausgewiesene Personen. Wenn sie bei ihrem schandhaften Tun erwischt wurden, schrieb man ihr Todesurteil. Sie wurden am Galgen aufgehängt oder vom Scharfrichter enthauptet. Daraus ist zu ersehen, daß die Städte gut daran taten, sich mit einer Befestigungsanlage zu versehen und nachts ihre Tore zu schließen. Waren konnte man nur unter dem Schutz erheblich Bewaffneter verschicken. Der Ausdruck „Raubritter“ ist nicht in jedem Falle mit Recht anzuwenden. Die Gutsherren nahmen gewöhnlich von den durchziehenden Kaufleuten mit ihren Warenzügen eine kleine Steuer. Das Bestreben der Kaufleute ging natürlich dahin, diese Steuer nicht zu bezahlen, woraus dann sehr leicht Streitigkeiten entstehen konnten. Stellungslose Söldner und Landsknechte hingegen gingen nur auf Raub aus.

Zu den bisher beschriebenen Verhältnissen der Leibeigenschaft sei noch gesagt, daß der alte, arbeitsunfähige Bauer sich auf sein Altenteil zurückzog und von dem jeweils eingesetzten Erben – ob es nun ein Sohn oder ein Fremder war – bis an sein Lebensende mit Kleidung und

Nahrung versehen werden mußte. Dasselbe Vorrecht hatten auch alle diese Personen, die durch einen Unfall oder Kriegseinwirkung arbeitsunfähig waren. Das beweist, daß während der Existenz der Leibeigenschaft niemand zu verhungern brauchte.

Ein Beispiel, wie sich mündliche Überlieferung von Begebenheiten, die innerhalb eines Volkes stattfanden, erhalten haben, ist der Text eines preußischen Marschliedes, das um 1900 noch von der preußischen Garde gesungen wurde.

Ein Edelmann liebte seine holde Maid
bis an den hellen Morgen.
Und als der helle Tag anbrach,
da fing sie an zu weinen.

Weine nicht, nicht weinen, mein liebes Kind,
Deine Liebe will ich bezahlen,
ich geb Dir meinen Reitersknecht,
dazu noch 1000 Taler.

Den Reitersknecht, den will ich nicht,
ich will den Herren selber.
Den Herren selber kriegst Du nicht,
geh heim zu Deiner Mutter.

Ach Tochter, liebes Töchterlein,
was ist mit Dir geschehen,
Dir wird ja vorn das Kleid zu kurz
und hinten immer länger.

Ach Mutter, liebes Mütterlein,
ich muß es Dir ja sagen,
ich hab bei einem Graf gedient
und auf der Burg geschlafen.

Der Text dieses Liedes zeigt nahezu mit großer Deutlichkeit eine damalige Begebenheit auf. War das Einverständnis mit diesem Marschlied nun so eine Art Galgenhumor, oder war es Neid auf die jeweils bessere Stellung der Väter, Groß- und Urgroßväter? Bei einigen Regimentern war das vorstehende Lied verboten, während andere Grafen, Freiherren und Barone feste mitsangen.

Nach Aufhebung der Leibeigenschaft entwickelt sich eine außerordentlich umfangreiche Bürokratie. Der Freiherr von Stein schreibt darüber:

Cappenberg, 24. Aug. 1821-

Wir werden von besoldeten Buchgelehrten, interessenlosen, ohne Eigentum seienden Buralisten regiert. Das geht, solange es geht. Besoldet, also Streben nach Erhalten der besoldeten Buchgelehrten, als Leben in der Buchstabenwelt und nicht in der wirklichen. Interessenlos, denn sie stehen mit keiner der den Staat gründenden Bürgerklassen in Verbindung. Sie sind eine Kaste für sich, die Schreiberkaste. Eigentumslos, also alle Bewegungen des Eigentums treffen sie nicht. Es regnet oder scheint die Sonne, die Abgaben steigen oder fallen, man zerstöre alte hergebrachte Rechte oder lasse sie bestehen. Man (terrorisiere) theorisiere alle Bauern zu Tagelöhnern, man substituier an die Stelle der Hörigkeit an die Gutsherren, die Hörigkeit an die Juden und an die Bucherer. Alles das kümmert sie nicht. Sie erheben ihr Gehalt aus der Staatskasse und schreiben, schreiben, schreiben im Stillen hinter wohlverschlossenen Bürotüren. Unbekannt, unbemerkt, unberühmt und ziehen ihre Kinder wieder zu gleich brauchbaren Schreibmaschinen heran.

Eine Maschinerie (die militärische) sah ich fallen 1806, den 14. Okt., vielleicht wird auch die Schreibmaschinerie ihren 14. Okt. haben.

Vorstehendes ist entnommen einem Brief von dem Freiherrn von Stein an den Freiherrn von Gagern. Schon 1807 hatte von Stein an Hardenberg geschrieben:

Ich glaube, daß es wichtig ist, die Fesseln zu brechen, wodurch die Bürokratie den Aufschwung der menschlichen Fähigkeiten hindert. Man muß diesen Geist der Habsucht zerstören, diese Ähnlichkeit an den Mechanismus, welchem diese Regierungsform unterworfen ist. Die Nation muß daran gewöhnt werden, ihre eigenen Geschäfte zu verwalten und aus diesem Zustand der Kindheit hervorzutreten, worin eine immer unruhige, immer dienstfertige Regierung die Menschen halten möchte.

Diese Worte des Freiherrn von Stein hören sich an, als wenn sie von gestern wären, dabei sind sie am 14. Okt. 1807 geschrieben.

Als Napoleon in der Schlacht von Waterloo vollständig geschlagen war und von den Engländern auf die Insel Helena verbannt wurde, war wieder Friede in Europa. Der preußische König, die Fürsten, Freiherren und Gutsherren wollten nunmehr die Leibeigenschaft wieder einführen, die von Napoleon 1806 aufgehoben worden war. Diesem Bestreben widersetzte sich der Freiherr von Stein. Er fiel dadurch in Ungnade und wurde ohne Pension aus dem deutschen Staatsdienst entlassen. Die großen Unruhen, die damals überall ausbrachen (Vorboten der Revolution von 1848), veranlaßten die Regierung aber, diesen Freiherrn von Stein doch wieder in ihre Dienste zu nehmen. Es ist ziemlich sicher anzunehmen, daß ohne die weitgehende Erkenntnis des Freiherrn von Stein die Leibeigenschaft wieder eingeführt worden wäre.

Es hat damals schon viele Leute gegeben, die mit den gegebenen Verhältnissen nicht einverstanden waren. Nachstehendes hat ja mit der Geschichte von Meiningsen eigentlich wenig zu tun, aber es zeigt, wie man damals dachte. Der Dichter des Deutschlandliedes, Hoffmann von Fallersleben, schrieb am 31. 5. 1839 nachstehendes Gedicht an Jakob Grimm:

Von allen Wünschen auf der Welt
mir einer mehr anjetzt gefällt,
nur „Knüppel aus dem Sack“!

Und gäbe Gott mir Wunsches Macht,
ich dächte nur bei Tag und Nacht
nur „Knüppel aus dem Sack“.

Dann braucht ich weder Gut noch Gold,
ich machte mir die Welt schon hold
mit „Knüppel aus dem Sack“.

Ich schaffte Freiheit, Recht und Ruh
und fröhliches Leben noch dazu
beim „Knüppel aus dem Sack“.

Und wollt ich selbst recht lustig sein,
so ließ ich tanzen Groß und Klein
beim „Knüppel aus dem Sack“.

Oh, Märchen, würdest du doch wahr,
nur einen einz'gen Tag im Jahr,
oh „Knüppel aus dem Sack“!

Ich gäbe drum, ich weiß nicht was,
und schlüge drein ohn' Unterlaß,
frisch „Knüppel aus dem Sack“,
aufs Lumpenpack,
aufs Hundepack!

Die Soester Fehde

(Einem Geschichtsbuch entnommen)

Viele westfälische Städte haben sich einst dem Hansebund angeschlossen: Minden, Herford, Bielefeld, Warburg, Brakel, Höxter, Paderborn, Lippstadt, Soest, Hamm, Unna, Dortmund, Münster, Warendorf, Coesfeld. Sie alle sind Hansestädte gewesen, deren Rechte und Pflichten freilich sehr verschieden waren.

Unter den westfälischen Hansestädten war Soest eine der mächtigsten. Jetzt stehen dort die Häuser zum Teil gar weit auseinander, durch Gärten und Baumhöfe geschieden, der Wall und Mauergürtel ist der Stadt zu weit geworden. Einst aber soll Soest, das jetzt 17000 Einwohner zählt, von 30 000 Menschen bewohnt gewesen sein. Handel und Gewerbe blühten, Soester Kaufleute zogen mit ihren Waren nicht bloß nach Hamburg und Lübeck, sondern auch nach Wisby auf der Ostseeinsel Gothland und nach Riga und Nowgorod im fernen Rußland. Während draußen das Faustrecht wütete, konnten die Bürger von Soest ungehindert ihren friedlichen Beschäftigungen nachgehen. Auch Künste, besonders die Baukunst, wurden gepflegt. Soester Bürger haben die Wiesenkirche erbaut, die der Stadt und dem ganzen Vaterlande zur Zierde gereicht, seitdem sie durch königliche Huld in ihrer alten Pracht wiederhergestellt ist. Soester Bürger zierten sie mit kunstreichen Bildwerken und Malereien. Wenn aber den Mauern der Stadt Gefahr nahte, so kehrten die wehrhaften Bürger ihren Werkstätten den Rücken, griffen zum Schwert und verteidigten ihr Recht, das sie selbst von mächtigen Fürsten nicht antasten ließen. Das haben sie in der großen Fehde bewiesen, in welcher sie sich von ihren alten Oberherren, den Erzbischöfen von Köln, lossagten und sich dem clevisch-märkischen Hause anschlossen.

Im Jahre 1435 fing der Erzbischof Dietrich II von Köln an, seinen Untertanen hohe Lasten und Abgaben aufzuerlegen. Als er auch die uralten Freiheiten der Stadt Soest antasten wollte, schlossen ihre Bürger im Jahre 1440 oder 1441 mit Adolf I., dem Herzoge von Cleve und Grafen von der Mark, ein Bündnis und erbaten sich dessen Sohn zum Feldhauptmann. Dann aber schrieben sie dem Erzbischof:

Wettet, Biscop Dierick, dat wy den vesten Junker Johann van Cleve lever hebbet als juwe,
und werd juwe hiemet abgeseget. Soest a. d. 1444

Übersetzt heißt das:

Bischof Dietrich, Ihr müßt wissen, daß wir den Klever Junker Johann von Kleve viel lieber haben als Sie, und wir teilen Ihnen hierdurch mit, daß wir an Sie keine Steuern mehr zahlen werden und Sie als Herrn abgesetzt haben.

Der Junker Johann zog bald darauf mit seiner Kriegsschar in Soest ein, wurde mit großer Freude empfangen, beschwor die Rechte der Stadt und nahm ihre Huldigung entgegen. So fing die große Soester Fehde an. Die meisten westfälischen Fürsten, geistliche und weltliche, nahmen als Bundesgenossen der einen oder anderen Partei Anteil an derselben. Fünf Jahre lang wurde die reiche Umgebung beraubt und verwüstet; die Bürger aber verteidigten sich unter ihrem kühnen Kriegsobersten tapfer und ruhmreich und schlugen die Heere des Erzbischofs von ihren Toren zurück.

Das denkwürdigste Jahr der Fehde war das Jahr 1447. Um den Kampf mit einem Schlage zu Ende zu führen, hatte der Erzbischof ein großes Heer von Böhmen in Sold genommen; es

sollen 30000 – 40000 Mann gewesen sein. Unter Sengen und Brennen kamen die wilden Scharen über die Weser herangezogen. Vor Lippstadt vereinigten sie sich mit den Kölnischen. Sogleich ließ der Erzbischof die treue Bundesgenossin Soests, Lippstadt, zur Übergabe der Stadt auffordern, aber die Bürger boten ihm Trotz und schlugen alle Stürme mannhaft ab. Schon waren von den Söldnern 1000 verwundet und 400 getötet, als ein Lippstädter mit einem einzigen Schleudersteine fünf Böhmen niederstreckte, die gerade um geraubtes Kirchengut würfelten.

Der Mut der Soester wuchs hierdurch und sie erwarteten die Feinde kampffreudig. Diese zogen von Lippstadt ab, schlossen die Stadt Soest am 30. Juni 1447 ein und fingen an, sie mit Brandpfeilen zu beschießen. Jedoch Junker Johann war auch nicht müßig. Er ließ die Tore wohl befestigen und von den Wällen herab seine Kartaunen und Donnerbüchsen spielen. Die Bürger aber fügten den Feinden durch kühne Ausfälle großen Schaden zu. Schon hatte sich die Belagerung geraume Zeit hingezogen und dem Erzbischof mangelte es an Geld und Lebensmitteln, als er beschloß, einen Hauptsturm zu wagen. Er versammelte seine Kriegsobersten und versprach ihnen all die großen Schätze, die in den Häusern von Soest angehäuft sein sollten, sofern sie ihm nur die Stadt selbst überlieferten. Die Sturmleitern, die die Böhmen mitgebracht hatten, reichten für die hohe Mauer nicht aus, darum hatten sie größere und stärkere anfertigen lassen, auf denen bequem 4 Mann nebeneinander emporsteigen konnten. Doch die Soester und der junge Held von Cleve merkten die Absicht ihrer Gegner und rüsteten sich mit großem Eifer zur Gegenwehr. Aus den Straßen wurden Pflastersteine gebrochen und hinter den Stadtmauern aufgehäuft. Die Weiber kochten auf den Wällen Wasser mit Mehl und bereiteten Pechkränze. Am achtzehnten Tage der Belagerung, nachmittags gegen 3.00 Uhr, zogen endlich des Bischofs Söldner mit wehenden Fahnen und schrecklichem Schlachtgetöse heran, um die Stadt an vier Stellen zugleich zu bestürmen. Aber die braven Bürger standen fest auf den Mauern und Wällen. Mit Schilden und Ledersäcken fingen sie die feindlichen Geschosse auf und richteten ihre todbringenden Armbruste und Donnerbüchsen auf die dichte Schar der Stürmenden. Neben ihnen standen ihre mutigen Weiber und schleuderten schwere Steine auf die Feinde und gössen siedendes Wasser, geschmolzenes Blei, glühenden Kalk und brennendes Pech auf ihre Köpfe. So wurde der Sturm abgeschlagen, und die Belagerer mußten unverrichteter Dinge abziehen.

Über die Hälfte der Angreifer blieben auf dem Schlachtfelde liegen. Den Verwundeten, Verbrannten und Halbtoten wurden die Köpfe abgeschlagen. Dann errichtete man auf der windabfälligen Seite einen großen mit Holz und Strauchwerk durchsetzten Scheiterhaufen und verbrannte sie. Diese Art der Gefallenenbeseitigung war damals allgemein üblich und einfacher, als Verwundete in Lazaretten zu heilen. So weit ging die christliche Nächstenliebe nicht. Der glückliche Sieger wußte ganz genau, was ihm geblüht hätte, falls er besiegt worden wäre.

Am 20. Juli 1447, nachmittags 3.00 Uhr, war der Generalangriff der Truppen des Kurfürsten und Bischofs von Köln auf Soest. Bei Anbruch des nächsten Tages lagen 40 000 Mann tot und halb verbrannt am Fuße der Festungsmauern und Wälle von Soest. Dieser 20. Juli sollte für alle deutschen Steuerzahler, die durch die unerhört hohen Abgaben schon Jahre hindurch gequält wurden, der höchste Feiertag des Jahres sein, denn an diesem Tage vor 500 Jahren wurden die Steuereintreiber vor Soest vernichtend geschlagen. Am 20. Juli jeden Jahres sollten alle Steuerzahler nach Soest pilgern und im Geiste alle jene Vorgänge, die damals vor sich gingen, sich mit Genugtuung vergegenwärtigen. Manche kranke Seele würde vielleicht wieder gesund werden. Oder hat Freiligrath recht wenn er sagt: Nur ein Entschluß, aufsteht die Bahn, tritt in die Schranken kühn und dreist, usw. Weiteres unter Freiligrath der Revolutionär.

Kommentar zur Soester Fehde

Unter der Überschrift „Soester Fehde“ ist etwas in die Geschichte eingegangen, was viel gewaltiger war, als sich durch das Wort „Fehde“ ausdrücken läßt. Fehde war eine Streitigkeit unter Gutsherren oder Städten wegen Übertretung der Jagdbestimmungen – wegen entlaufenen Leibeigenen – wegen Grenzdifferenzen – auch wegen Familienstreitigkeiten.

Bei Streitigkeiten vorbesagter Art warf einer der Streitenden dem anderen einen Handschuh vor die Füße, der von dem Gegner aufgehoben wurde, was dieses geschehen, dann lag er mit dem Gegner in „Fehde“. Nahm der Gegner den hingeworfenen Handschuh nicht auf, dann war dieses ein ehrenrühriger Akt großer Feigheit – das Endergebnis war dasselbe. Dieser Streit „Fehde“ wurde meistens nach kurzer Zeit durch irgendeine Vermittlung, durch Zahlung des Lösegeldes – Ersatz des erlegten Wildes oder durch Rückgabe des entlaufenen Leibeigenen oder andere Ausgleichsmöglichkeiten geschlichtet. Bei dem Streit Soest gegen Kurfürst von Köln lagen aber viel schwererwiegende Sachen vor. Die Stadt Soest verweigerte dem Kurfürsten von Köln – dem Landesherrn – die Steuerzahlung. Die Verweigerung der Steuer war auf einen Beschluß des Soester Senats, der Soester Ratsherren zurückzuführen, die bei ihrem großen Reichtum wohl bezahlen konnten, aber nicht wollten. Geld in Gold war genug vorhanden (s. Ritter Dietrich von Meininghusen, der 1000 Goldgulden seiner Tochter als Mitgift gab und dann in dem kleinen, fast unbedeutenden Dorf Meininghusen), wie mögen in der reichen Stadt Soest erst alle Keller und Zunftläden voll Gold gewesen sein? Befehlshaber der Stadt waren nur die Zunftmeister, einschließlich der Kaufmannszunft. An Beamten gab es damals nur den Stadtschreiber mit einem Gehilfen, die in den meisten Fällen noch einen Buckel hatten oder ein zu kurzes Bein.

Mit der Steuerverweigerung begingen die Soester ein großes Verbrechen. Dazu kam noch die Gehorsamsverweigerung und der Widerstand mit bewaffneter Hand. Nur Lippstadt hat sich diesen Bestrebungen als treue Bundesgenossin angeschlossen. Für Meininghusen ist die Sache insoweit von Wichtigkeit, als die ganze Bevölkerung sich nach Soest in Sicherheit brachte. Vieh und Vorräte wurden ebenfalls in die Stadt gebracht, auch von anderen Dörfern. Es wäre auch keinem zu raten gewesen, im Dorf zu bleiben. Die anrückenden fremden Streitkräfte hätten jeden im Dorfe angetroffenen Menschen ausgezogen und mit Händen und Füßen an die Hoftür festgenagelt (wie Christus am Kreuz). Das wußte jeder. Die Bezeichnung Soester Fehde hört sich an wie ein „Krach im Hinterhaus“, aber sie war eine Schlacht größten Ausmaßes. Die ganze Umgebung wurde ausgeplündert. Im Gebiet Unna – Hamm – Paderborn war sämtliches Vieh von den Belagerungsarmeen abgeschlachtet worden.

Die Angriffe begannen 1444. In diesen Jahren haben die Soester Streitkräfte einmal bei Meininghausen 800 Gefangene gemacht. Es war der Kampf, bei dem der Wächter vom Kirchturm geworfen und die Kirche niedergebrannt wurde. Das schlimmste Jahr war 1447, wo aus Böhmen (jetzige Tschechoslowakei) 30000 – 40000 Söldner anrückten, dazu kamen noch Söldner aus Burgund, Elsaß-Lothringen und dem Rheinland. Da die ganze Sache verkleinert – bagatellisiert – berichtet wird, ist anzunehmen, daß noch viel mehr fremde Streitkräfte beim Sturm auf Soest dabei waren. Das Ganze war auch ein Kampf gegen die Feudalherrschaft von Staat und Kirche – ähnlich der französischen Revolution, nur 400 Jahre früher.

Während der französischen Revolution wurde mit der für die Stadt Soest siegreich verlaufenen „Schlacht in Westfalen“ Propaganda gemacht. Die Begründung war, daß ein Volk sehr wohl gegen Fürsten, Kurfürsten und andere Feudalherren kämpfen könnte, um sich zu befreien, wenn es ähnlich wie in Soest zusammenhielt, den Kampf mutig aufnehme und tapfer durchstehe. Der Kurfürst und Bischof von Köln hatte aber laut Bericht im Verlaufe des Kampfes 1447 eingesehen, daß der Ausgang doch zweifelhaft war. Deshalb wollte er auch schon keine Steuern mehr, sondern nur noch die Stadt mit dem Volk; die Goldschätze sollten die Söldner für sich behalten. Aber auch dieser Ansporn war nutzlos; entmutigt zogen die Krieger schließlich ab. Über die Hälfte der Angreifer blieben vor der Mauer der Stadt liegen,

teils tot, teils nur verwundet, durch kochendes Wasser, kochende Mehlbrühe oder heißen Kalk verbrüht. Nachdem sie ihrer Kleidung entledigt worden waren, wurden sie verbrannt. Was hätten denn die Truppen des Kurfürsten getan, wenn sie gewonnen hätten? Für das gewöhnliche Volk beiderlei Geschlechts hätte es tagelang Fesselung an den Pranger, die zu hunderten aufgerichtet worden wären, gegeben, und zum Ergötzen der Sieger wären sie mit Ruten und Riemen gestrichen worden. Zuletzt wären sie schließlich irgendwo als Leibeigene verkauft worden. Die ganze Stadt und die Dörfer wären in Flammen aufgegangen und keiner hätte seine Heimat jemals wiedergesehen. Den Anführern, dem Senat, den Zunftmeistern und allen reichen Leuten wäre es vermutlich ebenso ergangen wie 90 Jahre später den Wiedertäufern in Münster. Dieselben wurden eine Stunde lang mit glühenden Zangen gebrannt, dann wurden ihnen die Zungen herausgeschnitten und zuletzt wurden sie durch einen Dolchstoß ins Herz getötet. Dieser Hinrichtung ging aber noch eine tagelange Folterung voraus. Die damaligen Hinrichtungsmethoden waren allen Leuten bekannt.

Aus Vorstehendem ist zu ersehen, welches Risiko die Bewohner von Soest und Umgebung eingingen, als sie sich gegen die weltliche und geistliche Macht auflehnten, den Gehorsam verweigerten und sich mit bewaffneter Hand am Aufstand beteiligten. Und wenn so etwas heute vorkäme (Steuerverweigerung einer ganzen Stadt), wenn die Steuerverweigerer überwältigt würden – zehntausend Jahre Zuchthaus, hunderte Millionen Vermögensbeschlagnahmungen ständen in Aussicht. Aber keine Angst da oben, solch hartgesottene Knochen wie die Soester Steuerverweigerer von 1447 gibt es heute nicht – oder noch nicht? Heute bleibt den von Behörden Gequälten nur noch die Möglichkeit, sich im Geiste 500 Jahre zurückzusetzen, in das Jahr 1447, und mit großem Wohlbehagen jeden Eimer voll kochender Mehlbrühe, heißen Kalks, jeden Pflasterstein und jeden brennenden Pechkranz zu begrüßen, der damals auf die Steuereintreiber aus Köln (das waren sie doch, die dort zu vierten die Leitern herauf wollten) gegossen bzw. geworfen wurde. Oder könnte man den Rat Hoffmann von Fallersleben Wirklichkeit werden lassen mit „Knüppel aus dem Sack?“ Vielleicht geht auch noch einmal der Wunsch des Freiherrn von Stein in Erfüllung, der so gern den 14. Okt. der Bürokratie erleben wollte. Jetzt, 130 Jahre später, haben die Amerikaner unter der Bezeichnung „Unternehmen Papierkrieg“ den Kampf gegen die Staatsbürokratie aufgenommen.

Der 30jährige Krieg

Zwischen dem Ende der Soester Fehde und dem Beginn des 30jährigen Krieges (1615) lag eine Friedenszeit von ca. 160 Jahren. Der 30jährige Krieg begann mit Religionsstreitigkeiten in Böhmen und dehnte sich im Laufe der Zeit in nördlicher Richtung aus. Beim Durchzug der holländischen, spanischen, französischen und italienischen Truppen wurde die Bevölkerung ausgeplündert, das Vieh abgeschlachtet, und die Lebensmittelvorräte nahmen sie mit. Sonst fanden in Soest und Umgebung keinerlei Kämpfe statt. Pest und Cholera brachen zeitweilig in ganz Deutschland aus. Die Hauptkämpfe des 30jährigen Krieges spielten sich in der Umgebung von Magdeburg ab. Magdeburg hatte vor dem Kriege 34 000 Einwohner, nach Beendigung des Krieges nur noch 2 400. Ähnlich waren die Verhältnisse in der Gegend von Braunschweig. Ganz Deutschland hatte um 1615 18 Millionen Einwohner, im Jahre 1645 nur noch 4 Millionen. Dieser hohe Verlust an Menschenleben ist nicht allein auf den Krieg, sondern auch auf Seuchen und Hungersnot zurückzuführen.

König Gustav Adolf von Schweden hielt an die Offiziere seiner deutschen Bundesgenossen im Lager zu Nürnberg im Jahre 1632 folgende Rede:

„Ihr Fürsten, Ihr Grafen, Ihr Herren, Ihr Edelleut, Ihr seid diejenigen, die Ihr Untreu und Frevel an Eurem selbsteigenen Vaterlande beweist, welches Ihr selbst ruiniert, verderbt, verheert. Ihr Obersten, Ihr Offiziere, vom höchsten bis zum niedrigsten, Ihr seid diejenigen, die Ihr stehlet und raubet, ohne Unterschied, keinen ausgenommen. Ihr bestehlet Eure Glaubensgenossen, Ihr gebet mir Ursache, daß ich einen Ekel an Euch habe, und Gott mein Schöpfer

sei mein Zeuge, daß mir das Herz im Leibe gellt, wann ich Euer einen anschau, daß Ihr der guten Gesetze und meiner Gebote solche Frevler und Verbrecher seid und Ursach gebt, daß man öffentlich sagt: „Der König als unser Freund tut uns mehr Schaden als unsere Feinde“. Ihr hättet, wo Ihr rechte Christen wäret, zu denken, das ich an Euch beweisen tue und bis anher getan habe, wie ich meinen Königlichen Leib und Leben für Euch und Eure Freiheit um Euers zeitlichen und ewigen Guts und Wohlfahrt willen spendiere.

Ich habe Euerthalben meine Krone ihres Schatzes entblößet und in die vierzig Tonnen Goldes aufgewendet, dagegen habe ich von Euch und Eurem Deutschen Reich nicht bekommen, daß ich mich damit schlecht bekleiden könnte; ja ich wollte eher bloß geritten sein als mich mit dem Eurigen bekleiden. Ich habe Euch alles gegeben, was mir Gott in meine Hand gegeben. Ich habe nichts (reverenter zu melden) als einen Saustall behalten ... Und wenn Ihr auch also Gott vergessen und Eure Ehre bedenken oder gar von mir setzen wollet und gleich zu entlaufen gedenkt, so soll doch die ganze Christenheit erfahren, daß ich mein Leben vor Euch als ein Christlicher König, der den Befehl Gottes zu verrichten begehrt, auf dem Platz lassen will. Wollt Ihr rebellieren, so will ich mich zuvor neben meinen Schweden und Finnen mit Euch herumhauen, daß die Stücke von uns fliegen sollen.

Ich bitte Euch durch die Barmherzigkeit Gottes, geht in Euer eigen Herz und Gewissen, bedenkt, wie Ihr haushaltet, und wie Ihr mich betrübet, sogar daß mir die Tränen in den Augen stehen möchten. Ihr handelt übel mit mir wegen Eurer bösen Disziplin, nicht aber wegen Eures Fechtens, denn darin habt Ihr gehandelt wie redliche und rechtschaffene Kavaliers, und dafür, ich Euch viel obligiret bin. Bitte deswegen nochmals durch die Barmherzigkeit Gottes: gehet zu Eurem Herz und Gewissen und bedenkt, wie Ihr dermaleinst Eures Tuns halben Rechenschaft vor Gott geben wollet. Mir ist so wehe bei Euch, daß mich verdrießt, mit einer solchen verkehrten Nation umzugehen. Wohlan, nehmt meine Erinnerung und Vermahnung zu Herzen ...“

Wenn aus dieser Rede zu hören ist, daß die eigenen Truppen das Land ausplünderten, wieviel schlimmer sollen denn erst die feindlichen Truppen gehaust haben. Der 30jährige Krieg war das furchtbarste Ereignis in der ganzen deutschen Geschichte.

Jägerken von Soest

(Simpli-Simplicissimus)

Eine sagenhafte Persönlichkeit aus der Zeit des 30jährigen Krieges ist dieses Jägerken von Soest. Hans von Grimmeishausen hat das Wirken dieses Simpli-S. in einer seiner Schriften der Nachwelt erhalten.

Er ist auf dem Hofe eines Freibauern in Süddeutschland im Spessart bei Nördlingen-Hanau aufgewachsen. Als 10jähriger Junge flüchtete er auf Anraten einer Magd in den Wald, weil Kürassiere den Hof seines Vaters plünderten. Ein Einsiedler fand ihn im Walde und nahm ihn mit in seine Klause. Dort blieb er mehrere Jahre. Dieser Einsiedler war ehemaliger Offizier eines kaiserlichen Regimentes und schottischer Abstammung. Er versorgte den Jungen mit Nahrung und unterrichtete ihn im Schreiben und in deutscher und lateinischer Sprache und Schrift. Auch förderte der Einsiedler des Jungen Veranlagung zur Musik; er lehrte ihn auf der Laute und auf der Sackpfeife (Dudelsack) zu spielen. Der Junge hütete die wenigen Schafe und Ziegen des Einsiedlers und verscheuchte mit seinem Pfeifen auf der Sackpfeife die nahenden Wölfe. Eines Tages sagte der Einsiedler zu dem Jungen, er möge ihm helfen, ein Grab zu schaufeln, weil er sterben müsse. Als das Grab fertig war, legte der Einsiedler sich hinein und starb. Nach einigen Tagen schaufelte der Junge, wie ihm vorher befohlen worden war, die ausgeworfene Erde auf den Toten. Nun war er allein. Nach einiger Zeit kamen wieder fremde Kriegsvölker und nahmen den nun 18jährigen mit. Er mußte die Pferde füttern und tränken. Er war ein Troßknecht geworden und wurde in die Wirren des 30jährigen Krieges hineinge-

zogen. Er lernte sämtliche Waffen damaliger Zeit zu gebrauchen und war Soldat bei den Musketieren, Dragonern und anderen Truppenteilen. Infolge seiner Intelligenz und weil er des Schreibens kundig war, wurde er Leibknappe von Offizieren. Im Laufe der nächsten 10 Jahre hat er wohl 20mal seinen Vorgesetzten gewechselt. In den meisten Fällen wurde er als Kundschafter verwendet und kannte stets die Angriffspläne und die Verteidigungsart des jeweiligen Vorgesetzten. Die Greuel des 30jährigen Krieges lernte er in jeder nur denkbaren Form kennen.

Oft sah er, wie die Soldaten Gold in ihre Sättel und Gürtel nähten. Aus so mancher Schlacht ging er als einziger Überlebender hervor und holte sich dann das eingenähte Gold. Auf den Rat einer Wahrsagerin hin, zu der er einmal ging, versteckte er das Gold in hohlen Baumstämmen und war bald ein reicher Mann, der es sich jedoch nicht anmerken ließ, daß er etwas besaß.

Süddeutschland und das Rheinland waren fast völlig ausgehungert, als die letzte Truppe, bei der er diente, nach Soest zog. Damals war er Leibknappe eines Obristen und als solcher in einer ganz hervorragenden Stellung. Mit dem Rest seiner Truppe, die durch das Ruhr- und Möhnetal zog, gelangte er über Meiningsen zum Kloster „Paradiese“. Der Oberst war schwer krank und starb nach einiger Zeit, In diesem Kloster und in der Umgebung waren noch reichlich Lebensmittel vorhanden. Die Soester Börde war von den durchziehenden Kriegsvölkern gemieden worden. Die Festung Soest stand in dem Rufe der Unüberwindlichkeit. Er hatte sehr viel Hunger gelitten und saß voller Läuse. Er selbst nannte sich einen Vagabund, ewiger Landsknecht und erbärmlicher Hungerleider. Als eine Nonne sah, daß er viele Läuse hatte, sagte sie zu ihm, er solle seine Kleider ausziehen, sie wolle dieselben in den großen Backofen stecken, der gerade angefeuert war, um Brot zu backen. Als dieses geschehen war, fühlte er sich wie neu geboren. Eine Zeitlang machte er sich noch durch Holzhacken und sonstige Dienste in dem Kloster nützlich. Sein Spiel auf der Laute und dem Dudelsack, zu dem er auch noch einige Lieder sang, hat den Nonnen sehr gut gefallen. Aber diese Lebensführung gefiel ihm nicht auf die Dauer. Deshalb trat er in Dienst bei den Landsknechten der Stadt Soest. Seine Klugheit und Kriegserfahrung machten ihn überall beliebt und nahezu unentbehrlich. Er konnte kein Offizier werden, weil er nicht adeliger Abstammung war. Deshalb wurde er mit dem außerordentlich schweren Posten eines Kundschafters betraut. Der 30jährige Krieg hatte außergewöhnliche Formen angenommen. Richtige Truppenverbände existierten nicht mehr. Freunde und Feinde zogen in Form von Räuberbanden raubend und plündernd durch die Lande. Die Soester Börde war bisher verschont geblieben, aber es war gebührend bekannt, wie es anderweitig aussah. Die Offiziere der Soester Landsknechte und Stadtsoldaten waren längst von den hervorragenden Eigenschaften des Simpli-S. überzeugt. Dieser großartige Strategie, der mit seinem überragenden Verstand den Krieg von frühester Jugend an gelernt und Hunderte verschiedene Arten von Angriffen und Abwehren kannte, war für Soest damals eine unbezahlbare Kampfkraft. Er ließ sich von den jeweiligen Gegnern niemals täuschen, sondern überlistete die anderen immer glänzend. Staunenswert ist auch die Haltung der Soester Bürger, welche die Fähigkeiten dieses Abenteurers und ewigen Landsknechtes erkannten und seine Pläne mit allen zu Gebote stehenden Mitteln unterstützten. Durch diese kluge Voraussicht blieb die Stadt Soest und auch die Börde vor dem Allerschlimmsten bewahrt. Auf seinen Rat hin wurde ein umfangreicher Sicherungsdienst eingerichtet. Im Laufe der nächsten Jahre wurden von Simpli-S. starke Räuberbanden in den Gegenden Borken, Arhaus, Coesfeld, Münster, Bielefeld, über die sauerländischen Berge hinweg bei Gießen und Marburg sowie an der Diemel und bei Paderborn erkundet. Durch geeignete Maßnahmen wurden diese Banden jedesmal in einen Hinterhalt gelockt und durch die Soester Landsknechte und Stadtsoldaten restlos vernichtet. Soester Streitkräfte waren sämtlich mit den damaligen Feuerbüchsen, die in Soest hergestellt wurden, ausgerüstet. Mit dieser Waffe waren sie allen anderen Truppenteilen ungeheuer überlegen. Kurz vor Beendigung des 30jährigen Krieges nahm Simpli-S. die Toch-

ter eines angesehenen Bürgers zur Frau. Während seiner Abwesenheit starb diese bei der Geburt eines Sohnes.

Als der Krieg dann zu Ende war, zog er wieder in seine Heimat. Er traf seine Eltern in sehr kümmerlicher Verfassung noch lebend an. Jetzt erfuhr er auch, daß diese Alten nur seine Pflegeeltern waren. Sein Pflegevater erzählte ihm etwa folgendes. Eines Tages kam eine vornehme Dame zu Pferde auf den Hof und gebar hier ein Kind. Kurz nachher starb sie. Dieses Kind sei er. In einer kleinen Kirche bei Hanau wäre er getauft und in das Taufregister eingetragen worden. Dokumente habe er nicht, die seien vor etwa 20 Jahren beim Abbrennen des Hofes mit verbrannt. Aber der Pfarrer, der ihn getauft habe, lebe noch. Mit seinem Pflegevater zusammen besuchte er diesen Pfarrer, der sich dieses Vorgangs noch gut erinnerte und das Taufbuch aufschlug. In diesem Taufbuch war er als Melchior Sternfels von Fuchsheim eingetragen. Er war der Sohn eines Kapitäns der kaiserlichen Armee gleichen Namens. Diese Neuigkeit überraschte ihn sehr. Er heiratete kurz darauf zum zweiten Male, und zwar die einzige Tochter eines Nachbarhofes. Diese Ehe wurde nicht gut, weil seine Frau sich nach einiger Zeit jeden Tag mit Wein betrank. Als sie dann noch ein Kind bekam, welches dasselbe große Maul hatte wie sein Knecht, kamen ihm starke Zweifel an ihrer Treue. Sonst waren auf dem ganzen Bauernhofe nur Personen weiblichen Geschlechts vorhanden. Er wunderte sich auch sehr, daß eines morgens auf der Türschwelle ein Bündel mit einem kleinen Kind lag, von dem er der Vater sein sollte. Innerhalb einiger Monate kam dies noch zweimal vor. Alle diese Kinder sahen ihm sehr ähnlich und die jeweiligen Mütter stellten sich auch vor. So hatte er auf einmal vier Kinder zu ernähren. Außerdem wurde er von der Kirche, wie damals üblich, zu einer Geldstrafe verurteilt. Es wurde ihm auf dem eigenen Hofe mit der Zeit so unheimlich, daß er glaubte, aus jedem Winkel seines Hofes kröchen noch mehrere seiner Nachkommen hervor. Als seine Frau sich sehr bald zu Tode gesoffen hatte und mit ihrem Kinde, starb, holte er seine Pflegeeltern auf den Hof, betraute sie mit der Bewirtschaftung und der Pflege seiner Kinder, von denen er eines als seinen Erben einsetzte. Dann wanderte er wieder in die Welt hinaus. Als er nach Jahren zurückkam, ging er als Einsiedler in die alte Klause zurück, nachdem er noch erfahren hatte, daß der alte Einsiedler sein rechter Vater gewesen sei, den er selbst begraben hatte. Seine Eltern waren in den Wirren des 30jährigen Krieges auseinander geraten.

Dieses ist in kurzer Form die Geschichte des Simpli-Simplizissimus, der als Jägerken von Soest in die Geschichte eingegangen ist. Sein Bildnis steht mit Degen und Hakenbüchse ausgerüstet an einer Wand am Jakobi-Tor, dem Ausgang nach Meiningsen.

Die Schlacht bei Vellinghausen/Werl

Zur Zeit Friedrichs des Großen, im Jahre 1761, waren französische Truppen in der Umgebung von Soest: 60 000 Mann kamen mit dem Prinzen Sourbise über die Haar, Meiningsen, Epsingen, in Richtung Werl bis zum Südufer des Salzaches. Die gesamte Einwohnerschaft der Haardörfer wurde zu Schanzarbeiten in Richtung Werl getrieben. Eine andere Armee unter Marschall Broglie kam über die Diemel nach Soest, wo sich die beiden Heere vereinigten. Ein preußisches Heer unter dem Feldmarschall Ferdinand von Braunschweig marschierte von Hamm her diesen Truppen entgegen. Am 15. Juli kam es dort zur Schlacht. Abends um 10 Uhr war die Schlacht noch unentschieden. Am 16. Juli begann der Kampf morgens um 3 Uhr. Das französische Regiment Rouge gab sich an diesem Tage mit Fahnen und Geschützen gefangen. Um 10 Uhr war der Kampf zu Ende. Die Franzosen zogen sich über Östinghausen zurück. Preußische Verluste 1500 Mann, französische Verluste 4500 Mann. Eine Schlacht war dies eigentlich nicht zu nennen, sondern eher ein zwei Tage dauerndes Gefecht. Auf beiden Seiten wurden nicht einmal die Hälfte der Mannschaften und Geschütze eingesetzt. Die Franzosen zogen nach Osten ab, um später bei Rosbach vollständig geschlagen zu werden. In der Armee des Herzogs von Braunschweig befand sich u. a. Generälen auch ein englischer

Lord. Die Franzosen waren schon seit dem 8. Juli in und um Soest. In den Dörfern wurde viel Vieh geschlachtet, gestohlen und beim Abmarsch wurde viel in Brand gesteckt. Tausende von Männern und Frauen wurden zum Schanzennachwerk getrieben und dort fast ohne Schlaf, Unterkunft und Nahrung in der Juli-Hitze zur Erdarbeit gezwungen. Mädchen und Frauen waren Freiwild für die meist betrunkenen Franzosen. Als sie dann nach Hause zurückkehrten, fanden die meisten nur ein Trümmergrundstück vor, kein Milchvieh, keine Schafe waren mehr da. Ein großer Teil der Einwohner war ebenfalls zu Tode gekommen.

Die französischen Truppen hatten keinen gemeinsamen Oberbefehl. Am Morgen des 15. Aug. waren sie sich noch ziemlich einig, aber nachher gaben sie sich gegenseitig die Schuld daran, daß die Schlacht für sie verloren gegangen war und gingen sich aus dem Wege.

Nach der Schlacht bei Rosbach (5. Nov. 1757) wurde folgender Spottvers bekannt:

Und wenn der Große Friedrich kommt
und klopft bloß auf die Hosen,
dann läuft die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzosen

Königreich Westfalen

Als um das Jahr 1800 der damalige Weltbeherrscher Napoleon sich ein Reich eroberte, das vom Ägyptischen Sudan und der Wüste Sahara bis an die Ostsee reichte, rückte er eines Tages auch in Preußen ein. Italien und Österreich waren längst ihm untertan. In der Schlacht bei Jena und Auerstädt wurden die Preußen in ein paar Tagen vernichtet. Gegen Napoleon, den angeblich größten Strategen aller Zeiten, der die Schützenlinie, die sog. gelöste Schlachtordnung erfunden hatte (die preußische Armee kämpfte noch wie zur Zeit des alten Fritz in geschlossener Ordnung), konnten unsere Truppen nichts ausrichten. Im späteren Friedensvertrag mußte Preußen alles Land zwischen Rhein und Elbe an Frankreich abtreten. Westfalen wurde damals Königreich, ein Theater, an dem auch Meiningsen und Umgebung mitspielen mußten. Jerome hieß der König von Westfalen, er war ein Bruder Napoleons. Seine Residenz war in Kassel. Der Kurfürst von Hessen war auch verjagt worden und Hessen gehörte ebenfalls zum Königreich Westfalen.

Dieser Jerome scheint ein lustiger Vogel gewesen zu sein; seine immer wiederholten Worte „immer lustig, lustig“ sind in die Geschichte eingegangen. Von seinen Untertanen, den Westfälingern, soll er gesagt haben, daß sie den Ackerbau sehr wohl verstünden und prächtiges Vieh hätten. Wenn man den Westfälinger aber etwas fragte, dann müßte man die Antwort fast mit einer Zange zwischen den Zähnen hervorholen. Außerdem schiene fast jeder einen steifen Eichenbaum als Rückgrad zu haben. Im übrigen wären sie sehr gefräßig und halbe Riesen. Von den Frauen und Mädchen sagt er, sie wären wohl anzusehen und könnten arbeiten, wie die Brabanter Pferde (schwere belgische Pferde), bei „amure affaires“ glühten sie wie ein Scheiterhaufen. Er wird ja wohl Erfahrungen gehabt haben.

Das ganze Königreich hatte nach der Schlacht bei Waterloo ein Ende. Zur Zeit der Befreiungskriege 1815 lag in Meiningsen längere Zeit eine große Abteilung russischer Kosaken. Es wird berichtet, daß dieselben den Leuten die Fässer mit eingemachtem rohen Sauerkraut restlos leergegessen hätten.

Nach Aufhebung der Leibeigenschaft waren längst nicht alle Wünsche des deutschen Volkes erfüllt. Nach den Revolutionsjahren von 1844 bis 1848 wanderten sehr viele Deutsche nach Übersee aus, die meisten wohl nach den heutigen Vereinigten Staaten von Nordamerika. Viele unserer Soester Landsleute haben es dort nach Mühen und Sorgen im Laufe der Jahre zu Wohlstand gebracht. So kam es, daß der eine oder andere einen Besuch in der alten Heimat machte. Von seinen Freunden und Bekannten wurde derjenige zum Schiff gebracht. Eine kleine Abschiedsrede, die bei dieser Gelegenheit gehalten wurde, ist mir bekannt geworden.

Den Namen des Redners, der diese Rede in Gedichtform faßte, weiß ich nicht (jedenfalls war es ein kleiner Freiligrath!). Es muß zu der Zeit gewesen sein, als Generalfeldmarschall von Hindenburg Reichspräsident war. Der Dichter sagt folgendes:

Die Deutschen über See

So fahr denn wohl, du guter Freund,
und grüß nach deutscher Weise
die liebe Mutter Germania,
wir wünschen dir glückliche Reise.

Und wenn du dann an die Nordsee kommst,
dann grüß mir das deutsche Meer,
das Meer, das die deutsche Ehre deckt
und die Toten wiegt, bis sie wieder erweckt
ein Held in schimmernder Wehr.

Und wenn du dann wieder in Deutschland bist,
dann grüß mir den heimischen Strand
und sag, daß uns trauernde Liebe bewegt
und Treue, solange das Herz noch schlägt
zu ihm, unserer Väter Land.

Ja grüß mir das Land, wie ein Garten so schön,
und der lieblichen Städte Rauch,
grüß jedes Werk, wo ein Hammer hallt,
grüß mir den Recken im Sachsenwald
und die blühende Heide auch.

Und siehst du den Alten von Tannenberg,
dann grüß ihn mit Herz und mit Hand
und sag ihm, du wärest weit gereist,
doch überall lebe der deutsche Geist
und wache im fernen Land.

Und wenn du dann wieder am Rheine stehst,
dann grüß mir den heiligen Strom
und alle die Gräber im fernen Land,
wo die Besten schlafen im fremden Sand,
und grüß mir den deuschesten Dom.

Und wenn du dann auf der Brücke stehst,
auf der Brücke zu Köln am Rhein,
dann frage sie alle, rheinauf, rheinab,
ob sie träumen gleich uns vom dröhnenden Trab
der eisernen Rosse und Freiheitschein.

Wir grüßen was stark und edel blieb,
wir fühlen das deutsche Weh,
wir hoffen und harren noch immerdar,
von Stunde zu Stunde, von Jahr zu Jahr,
wir Deutschen über der See!

Das Schicksal der Auswanderer hat jedoch noch den tröstenden Grund, daß es freiwillig aufgenommen wurde. Das Schicksal derjenigen, die durch den Krieg in russische Gefangen-

schaft geraten sind, ist ein Drama geworden. Auch Meininger Landeskiner sind davon betroffen worden, z. B. der Bauer Karl Müller, der noch bis in die Heimat (Soest) kam, und Goldmann, der auf der Fahrt in die Heimat starb und auf einer kleinen unbekanntem Bahnstation östlich von Moskau als Toter ausgeladen wurde. Mit wieviel Hoffnung mögen diese und viele andere den „Heimischen Strand an der Oder begrüßt haben, und wie groß mag die Freude gewesen sein, als sie erst die Elbe hinter sich hatten, „der lieblichen Städte Rauch“. Als sie dann jede Hoffnung auf ein Weiterleben schwinden sahen, nahmen sie mit großem Dank das Glück hin, wenigstens in heimatlicher, in deutscher Erde eine Ruhestatt zu finden.

Ein Rußlandheimkehrer kam in der Heimat in einem Krankenhaus an. Einen der sofort benachrichtigten Angehörigen schickte er nach Hause zurück, ein paar Hände voll Erde zu holen. Am anderen Morgen war er tot, ein glückliches Lächeln auf den bleichen Zügen, im Munde und in jeder Hand etwas Erde von heimatlicher Scholle. Das sind Tatsachen von unerhörter Dramatik und Liebe zur Heimat, die durch nichts mehr zu überbieten sind.

In der Soester Umgebung hat es in der Vergangenheit auch viele bedeutende Künstler, Schriftsteller, Maler und Bildhauer gegeben. Der bekannteste Dichter und Schriftsteller ist wohl Ferdinand Freiligrath gewesen. In der Revolutionszeit mußte er sich verborgen halten, weil einiges von dem, was er geschrieben hatte, der damaligen Regierung nicht gefiel. Er hat in dieser Zeit viel Kummer und Leid erfahren müssen. Auf Heuböden, in Scheunen, Kellern und auf Dachböden hielt er sich verborgen. Eines der schönsten deutschen Gedichte, „Die Auswanderer“, soll um diese Zeit entstanden sein. Eine Umfrage, ergab, daß die Gedichte „Das Grab am Busento“ und „Die Auswanderer“ für die schönsten gehalten werden.

Die Auswanderer

Von Ferd. Freiligrath

Ich kann den Blick nicht von Euch wenden,
ich muß Euch anschau'n immerdar.
Wie reicht Ihr mit geschäft'gen Händen
dem Schiffer Eure Habe dar.

Ihr Männer, die Ihr von dem Nacken
die Körbe langt, mit Brot beschwert,
das Ihr aus deutschem Korn gebacken,
geröstet habt auf deutschem Herd,

Und Ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
Ihr Schwarzwaldmädel, braun und schlank,
wie sorgsam stellt Ihr Krug' und Töpfe
auf der Schalluppe grüne Bank.

Es sind dieselben Topf und Krüge,
oft an der Heimat Born gefüllt,
wenn am Missouri alles schwiege,
sie malten Euch der Heimat Bild.

Des Dorfes steingefaßte Quelle,
zu der Ihr schöpfend Euch gebückt,
des Herdes traute Feuerstelle,
das Wandgesims, das sie geschmückt.

Bald zieren sie im fernen Westen
des leichten Bretterhauses Wand,
Bald reicht sie müden, braunen Gästen
voll frischen Trunkes Eure Hand.

Es trinkt daraus der Irokese,
müde, von der Jagd bestaubt.
Nicht mehr von deutscher Rebenlese
trägt Ihr sie grün bekränzt nach Haus.

O sagt, warum zieht Ihr von dannen?
Das Neckartal hat Wein und Korn,
der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen,
im Spessart klingt des Äplers Hörn.

Wie wird es Euch im fernen Lande
nach Eurer Heimat Berge grün,
nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
nach seinen Rebenhügeln ziehn.

So lebt denn wohl, zieht hin in Frieden!
Gott segne Euch, Mann und Weib und Greis,
sei Friede Eurer Brust beschieden
und Euren Feldern Reis und Mais!

Hamlet

(Der Revolutionär) St. Goar, April 1848 – Von Ferd. Freiligrath

Ernst und stumm
in seinen Toren jede Nacht
geht die begrabne Freiheit um
und winkt den Männern auf der „Wacht.
Da steht die Hohe, blank bewehrt,
und sagt dem Zaudrer, der noch zweifelt:
„Sei mir ein Rächer, zieh dein Schwert!
Man hat mir Gift ins Ohr geträufelt!“

Er horcht mit zitterndem Gebein,
bis ihm die Wahrheit schrecklich tagt;
von Stund an will er Rächer sein –
ob er es wirklich endlich wagt?
Er sinnt und träumt und weiß nicht Rat;
kein Mittel, das die Brust ihm stähle!
Zu einer frischen, mut'gen Tat
fehlt ihm die frische, mut'ge Seele!

Das macht, er hat zu viel gehockt;
er lag und las zu viel im Bett.
Er wurde, weil das Blut ihm stockt,
zu kurz von Atem und zu fett.
Er spann zu viel gelehrten Werg,
sein bestes Tun ist eben Denken;
er stak zu lang in Wittenberg,
im Hörsaal oder in den Schenken.

Drum fehlt ihm die Entschlossenheit;
kommt Zeit, kommt Rat – er stellt sich toll,
hält Monologe lang und breit,
und bringt in Verse seinen Groll;
stutzt ihn zur Pantomime zu,
und fällt's ihm einmal ein zu fechten:
so muß Polonius-Kotzebue
den Stich empfangen – statt des Rechten.

So trägt er träumerisch sein Weh,
verhöhnt sich selber insgeheim,
läßt sich verschicken über See,
und kehrt mit Stichelreden heim;
verschießt ein Arsenal von Spott,
spricht von geflickten Lumpenkön'gen –
doch eine Tat? Behüte Gott!
Nie hat er eine zu beschön'gen!

Bis endlich er die Klinge packt,
ernst zu erfüllen seinen Schwur;
doch ach – das ist im letzten Akt,
und streckt ihn selbst zu Boden nur!
Bei den Erschlagenen, die sein Haß
preisgab der Schmach und dem Verderben,
liegt er entseelt, und Fortinbras
rückt klirrend ein, das Reich zu erben. –

Gottlob, noch sind wir nicht so weit!
Vier Akte sahn wir spielen erst!
Hab acht, Held, daß die Ähnlichkeit
nicht auch im fünften du bewährst!
Wir hoffen früh, wir hoffen spät:
O, raff dich auf, und komm zu Streiche,
und hilf entschlossen, weil es geht,
zu ihrem Recht der fleh'nden Leiche!

Mach den Moment zunutze dir!
Noch ist es Zeit – drein mit dem Schwert,
eh' mit französischem Rapier
dich schnöd vergiftet ein Laert!
Eh' rasselnd naht ein nordisch Heer,
daß es für sich die Erbschaft nehme!
O, sieh dich vor – ich zweifle sehr,
ob diesmal es aus Norweg käme!

Nur ein Entschluß! Aufsteht die Bahn –
tritt in die Schranken kühn und dreist!
Denk an den Schwur, den du getan,
und räche deines Vaters Geist!
Wozu dies Grübeln für und für?
Doch – darf ich schelten, alter Träumer?
Bin ich ja selbst ein Stück von dir,
du ew'ger Zauderer und Säumer!

In vorstehendem Gedicht gibt Ferdinand Freiligrath seine Ansicht über die politische Unfähigkeit der Deutschen Ausdruck. Damals, 1844, waren es erst 38 Jahre her, daß von den leibeigenen Sklaven freie Menschen wurden. Es braucht sich also niemand darüber zu wundern. Wie sagt Freiligrath doch so treffend; „kein Mittel, das die Brust ihm stähle“ oder „es fehlt die frische, mut'ge Seele“. Und im letzten Akt streckt er sich durch all diese revolutionären Taten selbst zu Boden, um auch noch festzustellen, daß er ein „ewiger Zaudrer und Säumer“ war. Alles in allem will besagen, daß der Deutsche damals schon politisch unfähig war.

Es gibt noch eine ganze Menge Gedichte von Freiligrath, die ich aber nicht alle wiederholen möchte, z. B. „Der Löwenritt“.

Aus diesem ehemaligen Revolutionär Freiligrath entwickelte sich bis 1870 ein großer, begeisterter Patriot. Eines seiner schönsten Gedichte aus dieser Zeit ist:

Der Trompeter von Vionville

Von Ferd. Freiligrath

Sie haben Tod und Verderben gespien;
wir haben es nicht gelitten.
Zwei Kolonnen Fußvolk, zwei Batterien,
wir haben sie niedergeritten.

Die Säbel geschwungen, die Zäune verhängt,
tief die Lanzen und hoch die Fahnen,
so haben wir sie zusammengesprengt, –
Kürassiere wir und Ulanen.

Doch ein Blutritt war es, ein Todesritt;
wohl wichen sie unseren Hieben,
doch von zwei Regimentern, was ritt und was stritt,
unser zweiter Mann ist geblieben.

Die Brust durchschossen, die Stirn zerklafft,
so lagen sie bleich auf dem Rasen,
in der Kraft, in der Jugend dahingerafft; –
nun, Trompeter, zum Sammeln geblasen!

Und er nahm die Trompet', und er hauchte hinein,
da – die mutig mit schmetterndem Grimme
uns geführt in den herrlichen Kampf hinein,
der Trompete versagte die Stimme!

Nur ein klanglos Wimmern, ein Schrei voll Schmerz
entquoll dem metallenen Munde;
eine Kugel hatte durchlöchert ihr Erz, –
um die Toten klagte die Wunde!

Um die Tapfern, die Treuen, die Wacht am Rhein,
um all die Brüder, die heut' gefallen, –
um sie alle, es ging durch Mark und Bein,
erhub sie gebrochenes Lallen.

Und nun kam die Nacht, und wir ritten hintan,
rundum die Wachtfeuer lohten;
die Rosse schnoben, der Regen rann, –
und wir dachten der Toten, der Toten!

Nachstehend noch einige gute, westfälische Gedichte:

Heimatglück

Von Albert Träger

Wenn du noch eine Heimat hast,
so nimm den Ranzen und den Stecken
und wandre, wandre ohne Rast,
bis du erreicht den teuren Flecken.

Und stecken nur zwei Arme sich
in freud'ger Sehnsucht dir entgegen,
fließt eine Träne nur um dich,
spricht dir ein einz'ger Mund den Segen:

Ob du ein Bettler, du bist reich;
ob krank dein Herz, dein Mut beklommen,
gesunden wirst du allsogleich,
hörst du das süße Wort; Willkommen!

und ist verweht auch jede Spur,
zeigt nichts sich deinem Blick, dem nassen,
als grünberast ein Hügel nur,
von allem, was du einst verlassen:

O, nirgends weint es sich so gut,
wie weit dich deine Füße tragen,
als da, wo still ein Herze ruht,
das einstens warm für dich geschlagen.

Mein Sehnen

Dichter unbekannt

Seh' ich das Frührot strahlen,
verglüh'n den Morgenstern,
dann denk ich an Westfalen,
die liebe Heimat fern.
Da liegen Berg' und Halde
in grauem Nebelflor,
draus steigt in goldnem Kleide
die Morgensonn' empor.

Und dunkelt's in den Talen,
und blinkt der erste Stern,
dann send' ich nach Westfalen
den Abendgruß so gern.
Mir ist als müßt ich lauschen
des Glöckleins letztem Klang,
als hört' den Strom ich rauschen,
den kühlen Grund entlang.

Lieb Heimatland Westfalen,
dein denk ich noch im Traum,
ein Haus muß ich mir malen,
davor den Blütenbaum.
Da schlafen meine Lieben,
ein guter Stern hält Wacht.
Wir sind uns treu geblieben:
Lieb Heimat, gute Nacht!

Ruhrland

Von Fritz Diercks

Es liegt eine Krone nicht weit vom Rhein,
tief unter der Erde, ein schwarzer Stein.
Ein König der Menschen, ein Fürst der Natur.
Du edelster der Steine: Smaragd an der Ruhr.

Es brennt eine Lampe im tiefen Schacht,
ob Krieg ob Friede, ob Tag oder Nacht.
Sie folget dem Rufe, des Königs Spur.
Sie führte den Bergmann tief unter die Ruhr.

Es dröhnet der Hammer, der Amboß erklingt,
durch glühendes Eisen die Säge singt,
es zeichnet am Himmel allda seine Spur,
der rauchende Schornsteinwald an der Ruhr.

Und Burgen und Schlösser weit und breit
zerfallen, zernagt vom Zahn der Zeit.
Trotz Kohle und Stein: ein Bild der Natur,
du schönes Westfalenland an der Ruhr.

Der Birkenbaum bei Werl

Von Josef Seiler

Bei Werl, da ist ein Birkenbaum,
ein wundersames Reis,
dem hat schon mancher nachgefragt,
der sein Bedeuten weiß.

Von Süd und Norden kommen sie
einst zu dem Birkenbaum,
da schlagen sie die letzte Schlacht
auf roter Erde Raum.

Und keiner weiß die rechte Zeit,
hat keiner des Bericht,
wer sich von diesem Birkenbaum
den Kranz, des Sieges flicht.

Verlassen stehet er und dorrt
auf all der wüsten Heid',
doch ruht in ihm des Lebens Kraft
still bis zu seiner Zeit.

Und wenn er grünt, und wenn er blüht,
dann steht es nah bevor,
dann öffnet sich dem deutschen Land
der Eintracht goldnes Tor!

Der Birkenbaum

(In anderer Fassung) Dichter unbekannt

Weithin zwischen Lipp' und Ruhr
da wölbt sich eine Hochlandflur,
dort wogt das Korn, dort blüht der Lein,
viel Türme rings aus grünem Stein,
da steht der Schäfer wie im Traum
und schaut die Schlacht am Birkenbaum.

Nun lieber Leser, solltest du eine Hochlandflur suchen, so gehe auf der Kreisstraße zwischen Meiningsen und Epsingsen – auf halbem Wege mache halt und sieh dich um –! Dort siehst du Hochlandflur und ein gutes Stück Land zwischen Ruhr und Lippe. Und solltest du Türme suchen aus grünem Stein, dann gehe zu der vor fast 1000 Jahren erbauten alten Kirche in Meiningsen; die ganz aus diesen sagenhaften Steinen erbaut ist.

Die Schlacht am Birkenbaum

In Werl wurde zum ersten Male die Sage von der Schlacht am Birkenbaum schriftlich niedergelegt und 1701 in Köln veröffentlicht, der Titel war: Prophezeiung über den schrecklichen Kampf des Südens und des Nordens und die grausige Schlacht bei Budberg im Herzogtum Westfalen. Da kein Original mehr vorhanden ist, hat der Dortmunder Kuratpriester Th. Beykirch von einer Abschrift die Prophezeiung ins Deutsche übertragen. Diese Übersetzung hat folgenden Wortlaut:

Nach diesen Tagen wird die traurige, unglückliche Zeit hereinbrechen, wie der Erlöser sie vorhersah. Die Menschen fürchten sich auf Erden und werden vergehen in Erwartung der Dinge, die da kommen. Der Vater wird sein gegen den Sohn, der Bruder gegen den Bruder. Treu und Glauben werden nicht mehr zu finden sein. Nachdem die Völker sich lange Zeit gegeneinander bekriegt haben, Throne zusammengesunken sind, Reiche umgestürzt wurden, wird der unverletzte Süden gegen den Norden die Waffen ergreifen. Dann wird es sich nicht mehr um Vaterland, Sprache und Glauben handeln: vereinigen werden sie sich, um zu töten und zu kämpfen wegen der Oberherrschaft über den Erdkreis. Mitten in Deutschland werden sie aufeinandertreffen, Städte und Dörfer zerstören, nachdem die Einwohner gezwungen sind, sich in die Berge zu flüchten. In den Gegenden Niederdeutschlands wird dieser schreckliche Kampf entschieden werden. Dasselbst werden die Heere Lager schlagen, wie sie der Erdkreis noch nicht gesehen hat. Am Birkenwäldchen nahe bei Budberg wird dieses schreckliche Treffen beginnen. Wehe, wehe, armes Vaterland! Drei Tage werden sie kämpfen. Bedeckt mit Wunden werden sie sich noch gegenseitig zerfleischen und bis an die Knöchel im Blute waten. Die blutigen Völker des Siebengestirns werden endlich siegen, und ihre Feinde werden fliehen, am Ufer des Flusses sich wieder setzen und mit äußerster Verzweiflung kämpfen. Dort aber wird ihre Macht vernichtet, ihre Kraft gebrochen, so daß nur einige übrigbleiben, um diese unerhörte Niederlage zu verkünden. Die Bewohner der verbündeten Orte werden klagen, aber der Herr wird sie trösten und sie werden sagen: Das hat der Herr getan.

Was zu diesen gedruckten Prophezeiungen sonst noch im Volke umgeht, welches die Zeichen der Zeit sein werden, die uns die Schlacht am Birkenbaum ankündigen, und was weiter geschehen soll, das hat Paul Zaunert in seinen „Westfälischen Sagen“ zusammengestellt. „Die Menschen wissen dann vor Hoffart nicht, wie sie sich kleiden sollen. Die Frauen tragen Hüte

wie Männer. Abends wird man sagen: Friede! Friede! und morgens steht der Feind schon vor der Tür“. – Der Krieg folgt auf einen Winter, der kein Winter ist, wo nur sohlenhoher Schnee fällt. Die Schlüsselblumen blühen in diesem Jahre sehr früh, und die Kühe gehen schon im April im Grase bis an die Knie. Die ersten Soldaten, die kommen, tragen Kirschblüten auf den Hüten. Das Korn wird vor der Schlacht am Birkenbaum erst eingefahren, der Hafer aber nicht. Der alte Jasper in Deininghausen, von dem manche dieser letzten Weissagungen stammen, spricht nicht von einem Kampf zwischen Norden und Süden. „Aus Osten wird dieser Krieg losbrechen. Vor Osten habe ich bange“, sagt er. Ebenso sagt Peter Schlinkert, der Seher auf dem Mühlenschulzenhof zu Stockum: „Am Birkenbaum wird die Armee des Westens gegen die Armee des Ostens eine furchtbare Schlacht kämpfen und nach vielen blutigen Opfern einen Sieg erringen. Einige Tage später geschieht zwischen den Kriegern aus Osten und Westen die zweite und letzte große Schlacht auf deutschem Boden, und zwar bei dem Dorfe Schmerlecke am sog. Lusebrinke. Die Heere des Ostens werden bis zur gänzlichen Vernichtung geschlagen.

Tradition

Aus mündlicher Oberlieferung kann auch einiges berichtet werden. Herr Linhoff sen., ein noch sehr rüstiger Herr von 83 Jahren, der wie seine Vorfahren einen ansehnlichen Bauernhof in Meiningsen besitzt, sagt folgendes:

Von meinem Vater und Großvater wurde mir erzählt, daß um den etwas erhöht liegenden Burghof früher große Berge von Bruchsteinen gelegen hätten, die für Fundamente an anderen Bauten und für den Straßenbau verwendet wurden. Außerdem führte um den Burghof ein tiefer Wassergraben, der zum Teil dort war, wo jetzt die Kreisstraße durchs Dorf geht. Soweit die Ruine der ehem. festen Burg. Herr Linhoff ist noch im Besitze einer fast 100 Seiten starken Gerichtsakte aus dem Jahre 1850 bis 1864. Sämtliche Seiten sind mit der Hand und dem Gänsekiel als Schreibfeder beschrieben. Nach Durchsicht der Akte, in der fast sämtliche Namen Meininger, Epsinger, Hevingser und Deiringser Bauern sowie eine Anzahl Namen Soester Bürger verzeichnet sind, stellte ich fest, daß es sich hier um eine rein private Zusammenlegung (Separation) oder Auseinandersetzung sämtlicher Grundstücke vorbezeichneter Gemeinden handelt. Sogar bei Ostönnen lag noch Land von Meininger Bauern. Auch der Besitz, der zur Windmühle gehörte und sehr erheblich gewesen sein muß, ist bei der Auseinandersetzung mit einbegriffen. Die Geldbeträge, die in Taler gezahlt wurden, schwankten zwischen 50 und 1000. Es ist anzunehmen, daß die Größe der jetzigen Bauernhöfe damals festgelegt wurde. Die Akte ist ein außerordentlich interessantes, wertvolles Dokument.

Herr Blumendeller, ein würdiger Herr von 75 Jahren (langjähriger Bürgermeister von Meiningsen), teilte mit, daß er ein Nachfahre der ehemaligen Schulze-Familie sei, deren Mannesstamm ausgestorben ist. Einer seiner Vorfahren, Dietrich Schulze habe die Windmühle aus eigenen Mitteln im Jahre 1818 erbaut. Wie notwendig der Bau dieser Windmühle damals war, geht aus einer Erzählung des Herrn Blumendeller hervor.

„Es war in einem Jahre nach dem Befreiungskriege 1812 – 1816, als viele Bauern kein Brot backen konnten, weil das Korn wohl vorhanden war, aber kein Mehl gemahlen werden konnte. Der Sommer war trocken und der Herbst auch. Die Mühlen hatten wenig Wasser. Mit der Handmühle war das Brotmehl nicht fertigzubekommen. So war mein Großvater eine Woche vor Weihnachten mit einem 2-Scheffel-Sack zu Pferde nach der Wassermühle an der Ruhr oder Mohne geritten, um das Korn mahlen zu lassen. Nach einer Wartezeit von einer Woche und unter Aufwendung eines guten Trinkgeldes hatte er dann endlich Mehl im Sack und kam am Weihnachtsmorgen wieder zu Hause an. Beinahe hätte es zu Weihnachten kein Brot zu essen gegeben. Seit einem halben Jahr gab es sowieso nur noch jeden Tag eine Scheibe für jeden.

Was es bedeutet, nur eine Scheibe Brot im Tag zu bekommen, das kennen wir ja aus neuester Zeit und aus Erfahrung. Aber daß ein Bauer kein Brot hat, das ist in den beiden letzten Weltkriegern doch wohl nicht vorgekommen. Die Dampfmaschine war damals noch nicht erfunden, es standen nur die Naturkräfte Wasser und Wind zur Verfügung.

Ich nehme an, daß hiermit zwei interessante Sachen aufgeschrieben sind, die einen Einblick in die Lebensführung der Bewohner von Meiningsen und Umgebung gewähren.

Der Haar-Zug

Einige hundert Meter haaraufwärts von Meiningsen in südwestlicher Richtung ist im Sommer eine eigenartige Naturerscheinung zu beobachten: der Haar-Zug. Diese Naturerscheinung ist in Büchern, die über Soest und die Börde schreiben, schon im Jahre 1200 erwähnt. Der Haar-Zug ist kein Wind im üblichen Sinne, sondern mehr eine gleichmäßige dahinströmende Luftströmung. Die Geschwindigkeit dieser Luftströmung ist etwa 4 – 6 m/sec. Die Entstehung dieser Naturerscheinung ist darauf zurückzuführen, daß sich die bewaldeten Berge des höher gelegenen Sauerlandes eine Stunde nach Sonnenuntergang stark abkühlen. In der Börde, wo vorwiegend Ackerland ist, welches viel länger warm bleibt, zieht die warme Luft in die Höhe. Dadurch entsteht ein gewisses Vacuum. Die bedeutend schwerere und kältere Luft aus den sauerländischen Bergen zieht über die Haar in die Börde hinein, um dieses Vacuum auszufüllen. Jeder Wind ist ein unruhiger Geselle und bläst stoßweise, während der Haar-Zug ein gleichmäßig fließender Luftstrom ist. Vor dem Dorf teilt sich der Haar-Strom in zwei Teile; der eine Teil zieht zwischen Deiringsen und Meiningsen zu Tal, während der andere Teil zwischen Meiningsen und Ebsingsen in die Börde einfällt. Im Dorfe Meiningsen selbst ist von dem Haar-Zug kaum etwas zu spüren. Bei Gewittern im Sauerland und in der Börde ist der Haar-Zug gestört, er kommt aber sofort wieder, wenn sich das Gewitter verzogen hat. Selbst ein starker Ostwind, der dem Haar-Zug gewissermaßen entgegenbläst, wird von dem Haar-Zug sozusagen unterlaufen. Diese Erscheinung ist sehr augenfällig. Es ist z. B. zu sehen, daß oben die Wolken nach Westen ziehen, der Wind aber von Südwesten, also genau entgegengesetzt, bläst. An der Stelle, an der die Windmühle steht, herrscht die ganze Nacht hindurch, von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang, Südwestwind (Haar-Zug). Die Temperatur, die bei Tage vielleicht 25 – 28 Grad beträgt, fällt durch Einwirkung des Haar-Zuges bis auf 10, manchmal sogar 8 Grad C. Schwüle Nächte, wie man sie in der Stadt kennt, sind im Bereich des Haar-Zuges unbekannt. Dort ist es nachts immer kühl, so daß jeder, auch der nicht ganz gesunde Mensch, gut schlafen kann. Der Haar-Zug mit hohem Gehalt an Sauerstoff und harzigem Duft hat eine gute Heilwirkung auf Asthma-Erkrankungen (wie bereits erprobt).

Herr Heinrich Balz, Schreinermeister, Wirt und Eigentümer der Wirtschaft H. Balz, an der alten Kirche in Meiningsen, bekundet aus seinen Erinnerungen folgendes: Es gab vor dem Jahre 1900 in und um Meiningsen nur den Mühlen- und Wasserweg, der, wenn auch nicht wie in jetziger Verfassung, für Fuhrwerke passierbar war. Die jetzige Kreisstraße nach Soest war nur ein ausgewaschener Graben, der nach Soest führte, weit näher, die auch vorwiegend von Fußgängern und Reitern benutzt wurde. Wer des nachts von Soest nach Meiningsen zurückkam und etwas schief geladen hatte, dem konnte es passieren, das er von einem Entgegenkommenden auf die Hände getreten wurde; was wieder darauf schließen läßt, daß der Aufstieg aus dem Meininger Tal, der in diesem Falle wohl auf allen Vieren vor sich ging, die Gelegenheit bot, auf die Hände getreten zu werden, sehr bezeichnend ist für den jeweiligen Zustand. Alsdann gab es früher in Meiningsen einen alten Schäfer Anton Biene, der sich mit viel Verständnis und Erfahrung auch als Kurpfuscher betätigte, und er kannte was von Menschen und Vieh. Des nachts einen Arzt aus Soest zu holen ging nur zu Fuß oder zu Pferde und das dauerte stundenlang, wenn aber der alte Anton frühzeitig bei dem Kranken war, dann hatte er mit seinem Tee oder Umschlag die Gefahr bereits beseitigt. Bemerkenswert ist noch, daß

der alte Anton in einem Steinkrug häufig Wasser aus dem Brunnen an der Windmühle holte, um seine Kranken dieses trinken zu lassen. Im Dorfe selbst waren auch eine Menge Brunnen, aber dieses Wasser taugte nach Ansicht des alten Anton nicht, weil zu viel Mistkuhlen und versumpfte Gräben in der Nähe waren.

Diese Sachen mit dem alten Anton sind wichtig genug, um hier festgehalten zu werden, werfen aber auch ein Licht auf die Lebensführung vor 50 bis 70 Jahren. Herr Heinrich Balz ist bald 80 Jahre alt und war im Schützverein, Kriegerverein und in der Feuerwehr maßgeblich tätig.

Die alte Windmühle

Die alte Windmühle und die Kirche sind sozusagen die Wahrzeichen von Meiningsen. Die Windmühle von Meiningsen liegt ca. 400 m südwestlich vom Dorfe haaraufwärts. Es ist eine sog. Holländer-Mühle, bei der die Haube (Kappe) nach dem Wind drehbar ist. Die ganze Mühle ist aus Eichenholz gebaut und achtkantig. Die acht aufrechten Eckpfosten sind ca. 12 m lang und 31 x 31 cm vierkantig. Der Durchmesser der Mühle beträgt ca. 10 m am unteren und ca. 7 m am oberen Ende. Die oben liegende Haupt-Mühlenachse, an der die Flügel befestigt waren, ist 65 cm vierkantiges Eichenholz. Ein ganzer Eisenbahnzug schwerer Eichenbalken ist daran kunstgerecht verarbeitet worden. Das Holz ist so hart, daß auch die beste Säge schon nach ein paar Minuten stumpf ist. Die Windmühlen sind die gewaltigsten Holzbauwerke früherer Zeiten. Das Räderwerk der Meiningser Windmühle ist noch vorzüglich erhalten und soll so weit wie möglich wieder instandgesetzt werden, so daß es evtl. mit einem Elektromotor zu Schauzwecken wieder drehbar wird. Nach Ansicht des Herrn Studienrates und Historikers Tommetten vom Gymnasium in Soest ist hier hervorragende Handwerkskunst angewandt worden. Es ist geplant, die Windmühle, das Wahrzeichen von Meiningsen, unter Naturschutz zu stellen, um der Nachwelt dieses hervorragende Denkmal höchster handwerklicher Kunst vergangener Zeiten zu erhalten. Der Bau der Mühle hat fast zwei Jahre gedauert, und die Kosten beliefen sich auf ca. 4000 Taler. Der Mühlen-Baumeister, der diese Mühle erbaute, war nicht nur ein guter Handwerksmeister, sondern auch ein sehr wind- und wetterkundiger Mann (Metereologe). Wie fast alle Windmühlen, ist auch die Meiningser Windmühle auf einem Platz erbaut, der die günstigste Windlage hat. Sowohl der nächtliche Haar-Zug wie auch der Westwind können mit voller Kraft auf das Flügelkreuz einwirken. Die Windmühle bei Werl hat eine ähnliche Lage.

Oben in der Mühle sind zwei 6 – 7 m lange Eichenbalken mit folgender, eingeschnittener Schrift in lateinischer, altertümlicher, großer Balkenschrift, die folgendermaßen lautet:

Anno 1818 – November – haben die Eheleute Diedrich Schulze und Anna-Maria Wilms aus Meiningsen diese Mühle aus ihren Mitteln und mit Gottes Hilfe aufbauen lassen durch Meister Holtmann aus Marbeck.

Auf dem anderen Balken steht:

Gott, aus lauter Gnaden
verhüte allen Schaden,
der durch die starken Winde
entstehen könnt' geschwinde.
Vertrau auf Gott wenn's stürmt und schneit,
wenn die Donnerwolke schreit,
wenn dich trifft das böse Wetter
ist Gott allein dein Retter.

Scheinbar hat es damals noch sehr fromme Leute gegeben. Wie wichtig eine Windmühle in damaliger Zeit war, ist bereits gesagt worden. Daß eine einzige Person, wie in diesem Falle der Bauer Schulze, eine Windmühle erbaut, ist eine Seltenheit.

Im allgemeinen wurden Wasser- und Windmühlen von Städten, Gutsherren oder Klöstern erbaut, weil andere Menschen gar nicht die hierzu erforderlichen Mittel besaßen. Der damalige Bauer Diedrich Schulze, der scheinbar ein sehr heller Kopf war, hat aber über diese Geldmittel verfügt. Es ist auch bestimmt anzunehmen, daß er nicht sein ganzes Bargeld für den Bau der Windmühle ausgegeben hat. Jedenfalls sind er und seine Frau sehr stolz darauf gewesen, weil in einem der Balken eingeschnitten ist: aus eigenen Mitteln erbaut. In diesem Ausdruck liegt ein gewisser Besitzerstolz. Im Jahre 1818 war die Leibeigenschaft erst seit 12 Jahren aufgehoben. In diesen 12 Jahren konnte der Bauer allerdings über seine Ernte selbst verfügen und brauchte nichts mehr an den Gutsherrn abzuliefern. Zum Schulzenhof muß eine ganze Menge Land (vielleicht einige 1000 ha) gehört haben. Allerdings muß darauf hingewiesen werden, daß im Jahre 1818 die Dampfmaschine noch nicht erfunden war und nur Wind und Wasser zur Verarbeitung des Getreides zur Verfügung standen. Um die Windmühle herum lagen zeitweilig Tausende von Zentnern Getreide aufgestapelt. Daraus ist wiederum zu ersehen, wie notwendig die Windmühle in dieser Gegend war. Wenn man Mehl hat, kann man Brot backen; wie schwierig es damals zeitweilig war, von Getreide Mehl zu erhalten, ist bereits gesagt worden. Die sich in gutem Wind drehenden Windmühlenflügel waren damals gewissermaßen ein Symbol der Erlösung von der Not um Brot.

Die Einrichtung der Windmühle bestand aus einem Schrottgang, einem Mahlgang und einer Schälmaschine für Gerste und Hafergrütze. Letztere ist abgebrochen worden, weil sie von Holzwürmern zerfressen war. Der noch vorhandene Schrottgang besteht aus zwei Steinen aus rheinischer Lava vulkanischen Ursprungs. Der Mahlgang besteht aus Ruhsandstein aus Witten. Die beiden Läufersteine wiegen je 60 Zentner bei 1,5 m Durchmesser. Das Brotmehl wurde ganz fein gemahlen und von den Mahlgästen zu Hause mit einem Roßhaarsieb ausgesiebt. Die im Siebe liegenbleibende Kleie war Viehfutter. So wurde das bis zum Jahre 1900 fast überall in der ganzen Welt gemacht. Vereinzelt gab es aber auch schon früher in den Mühlen mechanische Siebeinrichtungen. Das Brot, das aus diesem Mehl von den Bauern selbst hergestellt wurde, war schmackhaft, von aromatischem Geruch und hielt sich 4 Wochen. In Deutschland wurden meistens vierkantige oder runde Brote gebacken. In Italien und auf dem Balkan ist ein Brot nicht größer wie hier zwei Brötchen und wird' nur nach Gewicht verkauft. Weil dort der Roggen unbekannt ist, besteht das Brot aus halb Mais und halb Weizenmehl. In Frankreich ist ein Brot 1,50 m lang und 10 cm breit und hoch, besteht aus 90 Prozent Weizen und 10 Prozent Gerste. Diese 1,50 m langen Brote kann man nicht in den Schrank legen, sondern sie werden in eine Ecke gestellt wie hier die Regenschirme oder Spazierstöcke. Die Vermahlung ist genau wie bei uns. Diese Völker kennen kein Butterbrot und keine Wurst und Schinken, sondern nur Butter. Bei jedem Essen steht auf dem Tisch noch der biblisch sagenhafte Brotkorb mit gebrochenem Brot und einem Stück Butter, die in einem Glas oder Blechbehälter aufbewahrt wird, wie zu Zeiten Christi vor 2000 Jahren. Die letzten Zeilen werden die Hausfrauen vielleicht interessieren. Dieses Thema ließe sich aber noch unendlich weiterspinnen, das gehört aber nur bedingt zur Sache.

Anhang

Jeder Gutsherr hatte selbstverständlich eine Frau, im allgemeinen die Burgfrau oder Gnädige genannt. Sie hatte wie alle Adligen eine strenge, klösterliche Erziehung hinter sich, die in ihrem 17. oder 18. Lebensjahr beendet war. Ihre Vermählung war Sache der Eltern, und ihr Einverständnis war fast selbstverständlich. Als Burgfrau betreute sie die weibliche Jugend. Es gab sehr mildtätige Burgfrauen, aber auch wahre Hausdrachen. Wiederholt ist es vorgekommen, daß die „Gnädige“, wenn das Verhältnis einer ihrer Schutzbefohlenen mit einem Manne des benachbarten Gutsbezirkes nicht ohne Folgen geblieben war, einem solchen Mädchen höchst eigenhändig am Pranger mit Ruten und Riemen über die Karbonaden strich.

Ein Gutsherr ist mit der weiblichen Jugend seines Gutsbezirkes kaum in eine vorbeschriebene Lage gekommen. Eine solche Tat war sehr ehrenrührig und hätte den Verlust des Lehens zur Folge gehabt. Da weltliche und kirchliche Macht dasselbe war, mußte mit beispielloser Strenge in solchen Fällen gerechnet werden.

Die Kinder einer *jus p. n.* erhielten (soweit erkennbar) ebenfalls eine klösterliche Erziehung. Ein Junge wurde Leibknappe des Ritters oder dessen Sohnes, Schildträger, Schwertträger oder Lanzenträger. In den vielen Kriegen hatte er Gelegenheit, sich auszuzeichnen, wofür er zum Ritter geschlagen wurde. Einen Namen erhielt er erst, wenn er mit einem Gute belehnt wurde. Der Ritter von Meininghusen war vielleicht solcher Abstammung. War das *jus primae noctis*-Kind ein Mädchen, so erhielt dasselbe ebenfalls eine klösterliche Erziehung und lebte dann als Hausdame oder Gesellschafterin der Burgfrauen in der Burg. Der Burgvogt, ein ehemaliger Knappe mit Auszeichnung, erhielt auf diesem Wege alsdann auch eine Frau. Manche Geschlechter starben aus, oft fielen der Ritter und seine Söhne auf dem Schlachtfelde; hier ist der evtl. Ersatz angegeben, eine biologische Blutauffrischung einfachster und brauchbarster Art. Neben den leibeigenen Bauern gab es auch Freibauern, die ihre Freiheit durch außergewöhnliche Leistungen erworben hatten. So haben sich die Menschen in Jahrtausenden gegenseitig ergänzt. Erstaunlich sind die biologischen Erkenntnisse der jeweiligen Herrscher. Katastrophale Pleiten wie heute gab es nicht. Auch kamen Geistesschwache oder als Krüppel Geborene gar nicht erst dazu, erwachsen zu werden. Statistiker können heute schon ausrechnen, in welchem Jahr die Gesunden genug zu tun haben werden, um die Bresthaften zu pflegen; zu produktiven Arbeiten ist alsdann keine Zeit mehr (Atombomben also unnötig!).

Verordnungen hat es damals auch schon gegeben. – Ein Bischof forderte die Gutsherren seines Bezirkes auf, der weiblichen Bevölkerung mehr Kleiderstoffe zu geben, weil die Röcke zu kurz seien. Beim Bücken der Weiber hätten die Männer somit Gelegenheit, sündige Blicke zu tun, die zur ewigen Verdammnis führen. Die *jus p. n.*-Braut mußte vor Ablieferung von ihrer Mutter und ihrem Bräutigam gewaschen werden. In den Haaren durften sich keine Läuse befinden. Eine (weise) Frau stellte Sauberkeit und Unbescholtenheit fest (wer lacht denn da?).

Wirtschaftlich und verwaltungstechnisch ist zu sagen, daß an führender Stelle nur tüchtige Leute waren. Von 774 bis 1615 (also 841 Jahre) gab es keinen völkermordenden Krieg. Bauernkriege, die Soester Fehde, der Kampf Heinrichs des Löwen gegen Barbarossa, blieben lokalisiert und griffen nicht auf das ganze Reich über wie der 30jährige Krieg (1615 bis 1645). Befreiungskrieg 1806 – 1814, Krieg gegen Frankreich 1870 – 1871, erster Weltkrieg 1914 – 1918, zweiter Weltkrieg 1939 – 1945. Die Kriege wurden immer gewaltiger – die Friedenszeiten immer kürzer.

Erläuterungen

Freibauer

Er durfte seine Arbeitszeit selbst bestimmen, seine Erzeugnisse selbst verkaufen, war aber einem Grafen, einem Landesfürsten für einige Tage im Jahre zu Gespanndiensten und zum Kriegsdienst verpflichtet.

Leibeigene

Waren einer Gutsherrschaft zur Arbeit verpflichtet. Der Gutsherr war auch Herr über Leben und Tod seiner Leibeigenen, hatte aber die Pflicht, für Wohnung, Nahrung und Kleidung zu sorgen. Die Erzeugnisse gehörten dem Gutsherrn. Alters- und Invalidenversorgung durch den Gutsherrn. Kriegsdienstpflichtig, als Knappen und Troßknechte. Sie gehörten mit dem Gutsherrn zum Kaiserlichen Heerbann.

Jus primae noctis (abgekürzt *jus p. n.*)

Lateinischer Ausdruck für Eigentumsrecht, Besitzrecht, Vorzugsrecht auch bei Nacht.

Autela lecti

Haftpflicht, Aufzugskosten, Vergütung für Schaden an Menschen und Tieren des Nachbarn.

Bürger

Einwohner der Städte – Handwerker, Kaufleute. Vorgesetzter war der Bürgermeister und Kriegsherr. Sie gehörten mit allen Fürsten, Grafen, Freiherren und Gutsherrschaften zum Kaiserlichen Heerbann. Persönlich waren Bürger freie Menschen, die ihren Aufenthaltsort wählen konnten. Bürgerrecht zu besitzen war eine hohe Ehre selbst für einen Adligen. Nach den Befreiungskriegen wurden den Städten diese alten Rechte genommen. Es gibt aber noch eine kleine Zahl, die sich die Rechte nicht nehmen ließ, z. B. die freie Hansestadt Hamburg – Bremen, welche noch viele ihrer alten Vorzugsrechte besitzen und nicht der Staatsobrigkeit auf Gedeih und Verderb unterworfen sind.

Allen meinen Freunden und Bekannten in Meiningsen und anderswo, sowie Herrn Archivar und Rektor Hüls, Wattenscheid, Herrn Rektor a. D. Jäckel, Berlin und Wattenscheid, Herrn Heinrich Bergmann, Chef des Kulturamtes Wattenscheid, sowie den unermüdlich fleißigen Mitarbeiterinnen Fräulein Erna Brauks in Meiningsen und Fräulein Margret Koshek in Wattenscheid, die in ihrer freien Zeit und späten Abendstunden durch Stenoaufnahme und Schreibmaschinenarbeit meine Angaben erst in eine genießbare Form brachten, sage ich hiermit meinen besten Dank.

Einen Teil des Buchinhaltes entnahm ich der Luxemburgisch-Flämischen Literatur sowie Büchern aus den Bibliotheken und Archiven von Soest, Aachen, Köln, Kleve und Münster sowie den Erinnerungen meines Lebens.

Der Verfasser

Schlußwort

Es ist nun gebührend auf die Bedeutung, des Dorfes in vergangener Zeit hingewiesen worden. Alle Dörfer, deren Namen mit „ingsen“ enden, wie Epsingsen, Deiringsen, Hevingsen und alle anderen, liegen auf ehemals Meininger Gebiet.

Wie ein trutziger, wehrhafter und wachsamer Riese lag das feste Bollwerk, die Herrlichkeit Meiningsen an und auf der Haar, die wachsamen Augen in Gestalt von Wächtern auf dem Kirchturm und auf dem Wachturme auf der Haar, sehr zur Sicherheit der früher reichen Stadt Soest und im weiteren Sinne zur Sicherung der gesamten Börde.

Wie heißt es doch in der Bibel: Als die Kinder Israels das gelobte Land erreicht hatten, sah Moses einen brennenden Dornbusch und hörte eine Stimme die sagte „Moses, ziehe Deine Schuhe aus, der Boden, auf dem Du stehst, ist geheiligtes Land“. – Heimatland – Heiliges Land –

Wenn der Inhalt dieses Buches geeignet ist, die Wertschätzung und Liebe zur Heimat zu fördern, dann ist der Zweck dieses Buches erfüllt.

Wenn in diesem kleinen Buch vorwiegend die Ereignisse der Vergangenheit aufgezeichnet sind, so ist es doch wohl wichtig, auch die Ereignisse der Gegenwart – der letzten 100 bis 200 Jahre – eines Wortes zu würdigen. Waren die Bombennächte vor ungefähr 10 Jahren auch grausig genug, so können doch die Menschen heute wieder mit großer Sicherheit für Leib und Leben ihrer friedlichen Tätigkeit nachgehen. Unsere westfälische Heimat wird heute als „Kohlenpott“ bezeichnet – als Waffenschmiede des Deutschen Reiches, und Millionen Menschen finden hier in westfälischen Landen ihren Lebensunterhalt. Meiningsen und Soest liegen dicht am Rande dieses „Kohlenpotts“ und haben auch ihren Vorteil davon. Nicht so, daß

ich denke, alle Bauern und Einwohner des Dorfes wären nun reich – ich habe noch nicht gehört, daß irgendeiner seiner Tochter am Morgen nach der Hochzeit wieder 1000 Goldgulden ausgezahlt hat, wie der Ritter von Meiningsen das im Jahre 1200 fertigbrachte. Aber die Nachbarschaft des „Kohlenpotts“ bringt für jeden etwas Gutes, auch wenn in Meiningsen keine Kohlen in der Erde sitzen. Durch den kleinen Wandspruch vom „Kohlenpott“, den jeder in seiner Stube an der Wand hängen haben sollte, wäre seine Verbundenheit in würdiger Form bekundet.

Der Verfasser.

Aus dem Inhalt

Die Ureinwohner von Meiningsen – Soest	3
Der Sachsenkrieg – Wittekind – Karl der Große	4
Lebensform der Ureinwohner	4
Reichstag zu Paderborn (Mai 777).....	5
Die Abteien	8
Das Blutgericht bei Verden an der Aller	8
Die Ursache hierzu	9
Die Leibeigenschaft.....	13
Eigenartige Sitten und Gebräuche.....	15
Bürokratismus (Brief v. Freih. v. Stein).....	18
Hoffmann von Fallersieben zur Bürokratie.....	19
Die Soester Fehde nebst Kommentar	20
Der 30jährige Krieg (Rede Gustav Adolfs) Jägerken von Soest.....	23
Schlacht bei Vellinghausen (Friedr. der Große).....	26
Königreich Westfalen.....	27
Russische Kosaken in Meiningsen (1815)	27
Aufhebung der Leibeigenschaft (1806).....	27
Ferdinand Freiligrath zur Revolution 1848.....	29
Westfälische Gedichte (v. Freiligrath u. a. m.)	32
Der Haarzug	37
Die alte Windmühle	38
Schlußwort	41